IMAME

MADE IN GERMANY

Dokumentation: 1. Fachtagung zum Thema praktische Imamausbildung

Deutsche Islam Akademie

Inhaltsverzeichnis

4 Vorwort
Pınar Çetin, Leiterin Deutsche Islam Akademie

7 Einführung

Erster Tag

9 Grußworte
Hartmut Rhein, Prof. Dr. Michael Borgolte

10 Imam als Vorbild der Gesellschaft
Ender Cetin

12 Die Herausforderungen eines Imams und die Erwartungen an Imame in Deutschland
Dr. Ali Özgür Özdil

14 Eierlegende Wollmilchsau- Gemeindearbeit mit Frauen und Kindern in der Moschee aus der Perspektive muslimischer Sozialarbeit, Dipl. Päd. Ayten Kilicarslan

16 Imamausbildungen in Deutschland: Welche Wege führen zum Ziel?
Dr. Jan Felix Engelhardt

18 Replik
Funda Fidan

20 Replik
Mohamed Taha Sabri

22 Diskussion

Zweiter Tag

25 Grußworte
Pinar Cetin

29 Herausforderungen der akademischen Rabbiner*innen Ausbildung in Deutschland von Anfang des 19.Jh bis heute, Rabbinerin Gesa Ederberg

32 Herausforderungen der theologischen und pastoralen Ausbildung aus der Perspektive der Katholischen Kirche in Berlin, Pfarrer Dr. Florian Erlenmeyer

34 Zukunftsperspektiven für Imame Made in Germany
Imam Ferid Heider

36 Ergebnisse

38 Anhang

Vorwort

Pınar Çetin, Leiterin Deutsche Islam Akademie

Wir fragen uns täglich, ob der Islam wirklich zu Deutschland gehört oder nicht. Für viele Muslime ist das eine Selbstverständlichkeit, so auch für uns als Deutsche Islam Akademie. Dennoch wissen wir, dass das mehr Wunschvorstellung als Realität ist. Obwohl das religiöse Leben der Muslime sozio- kulturell zweifellos zu Deutschland gehört und die monotheistischen Religionen häufig in einem Atemzug genannt werden, wenn es um Partizipation in der Gesellschaft geht, wird es noch Jahre brauchen, bis der Islam institutionell auf Augenhöhe seinen Platz einnehmen kann. Die Fragen nach deutschsprachigen Imamen, Seelsorgern im Krankenhaus, in den Justizvollzugsanstalten oder bei der Bundeswehr, nach der Körperschaft des öffentlichen Rechts, nach pädagogischen, psychologischen oder psychotherapeutischen Mitarbeiter*innen in den Moscheen, nach Trägerschaften der Jugend, professionellen Betreuungen der Kinder, Integrationslotsen für geflüchtete Menschen sind häufige Fragen, die sich Muslim*innen selbst stellen oder die Muslim*innen gestellt werden.

In all diesen Bereichen engagieren sich Menschen, zumeist tun sie dies jedoch ehrenamtlich. Sie sind die Vorreiter*innen der Institutionalisierung des Islams. Sobald diese Menschen allerdings familiär oder beruflich in ihrem Engagement eingeschränkt sind, bleibt der Prozess stehen. Auch politische oder gesellschaftliche Entwicklungen, wie steigende Ressentiments gegenüber Muslim*innen und muslimischen Einrichtungen, demotivieren ehrenamtlich Engagierte. Sie verstehen den Islam als Teil Deutschlands und setzen sich für eine friedliche Gesellschaft ein. Immer wieder gibt es Rückschläge und Ausgrenzungserfahrungen und das führt bei vielen Muslimen zu einer verstärkten Hinwendung zur Herkunftskultur und -traditionen. Interessant ist, dass insbesondere junge Muslim*innen diesen Teufelskreis der Frage
nach der Zugehörigkeit brechen möchten. Das steigende Interesse und der Anstieg von Mitglieder-, oder Besucher*innenzahlen bei neuen muslimischen Vereinen oder Initiativen, die von in Deutschland geborenen, aufgewachsenen und sozialisierten Muslim*innen organisiert werden, ist ein wichtiges Indiz dafür.

Welche Formen werden diese Initiativen und Vereine annehmen? Wie werden diese die Muslim*innen in der Gesellschaft verändern und damit langfristig auch die Gesellschaft insgesamt beeinflussen? Wie wird die theologische Ausrichtung sein? Welche neuen Ideen, Anregungen werden entstehen? Wird Vielfalt eher als Bereicherung oder als Hindernis gesehen? Wie stark wird die Vielfalt vielleicht durch Vereinnahmungen verhindert werden? Zu all den Fragen möchten wir Diskurse anregen, unsere Wahrnehmung von Religiosität kritisch hinterfragen, nach neuen Ansätzen suchen und unsere Zukunft in Deutschland mitgestalten.

Angesichts dieser Problemstellung und der bevorstehenden Herausforderungen ist es wichtiger denn je, Imame aus- bzw. fortzubilden. Es gilt sie zu fordern und zu fördern, dass sie eine Vorbild-Rolle einnehmen können; schließlich bedeutet der Begriffs Imam übersetzt Vorbild. Vorbilder, Wegweiser werden gebraucht, um neue Ideen und neue Wege zu gestalten, wie die Herausforderungen gemeistert werden können, die sich den Muslim*innen in dieser Gesellschaft und ganz konkret in ihrem Lebensumfeld stellen. Damit ein Islamverständnis in Deutschland Fuß fassen kann, welches unserer Gesellschaft und der aktuellen Situation gerecht wird, müssen allerdings Grundvoraussetzungen geschaffen werden. Dazu gehören die politische Bereitschaft, gesellschaftliche Offenheit und ökonomische Sicherheit.

Die Aus-, Weiter- und Fortbildung religiösen Personals muslimischer Gemeinden ist heute ein aktuelles Thema. Uns als Gründer der Deutsche Islam Akademie beschäftigt es schon viele Jahre, denn wir kommen aus Moscheegemeinden, die ihr Personal aus dem Ausland anwerben. Diese Menschen mögen eine gute theologische Ausbildung haben, aber sie kannten unsere Lebenswelt nicht. Immer wieder sind wir mit unseren Ideen und Anregungen auf Widerstand gestoßen, weil sie unsere Beweggründe nicht verstehen konnten. Aus ihren Heimatländern kannten sie nicht die Situation, dass ein Imam mit der örtlichen Polizei Präventionsprojekte organisiert oder mit der Kirche und der Nachbarschaft zum Nikolaus aus dem Koran rezitiert oder Gemeindemitglieder aus der Moschee gemeinsam Plätzchen verzieren. Wir haben uns mit den Menschen aus der Moschee und denen, die ganz bewusst nicht in die Moschee gehen, über die Rolle des Imams unterhalten und mit diesen Gesprächen als Grundlage haben wir eine Fachtagung zum Thema Imam-Ausbildung organisiert.

Folgende Fragen stehen im Mittelpunkt: Was sind die Erwartungen an einen Imam und vor welchen Herausforderungen steht er? Wie haben die jüdischen Gemeinden die Ausbildung ihres Fachpersonals organisiert und wie funktioniert die Ausbildung in den Kirchen? Die Ergebnisse dazu werden sie in dieser Broschüre finden.

Um mutige Pioniere auf diesen holprigen Weg zu motivieren und zu begeistern, möchten wir als Deutsche Islam Akademie in Zusammenarbeit mit Bund und Ländern, mit den Universitäten, mit christlichen und jüdischen Einrichtungen und anderen Institutionen die Imam- Aus- bzw. Fortbildung unterstützen und begleiten.

Wir freuen uns, wenn wir Sie dabei mitnehmen können.

Einführung

Imame Made in Germany – so lautet der Titel einer Fachtagung organisiert von der Deutschen Islam Akademie. Es ist ein Thema mit vielen Facetten und wie kaum ein anderes spiegelt es die Kontroverse um den Islam und die Muslime in Deutschland. Lange Zeit ignorierte der Staat die religiösen Bedürfnisse der Muslime: Sie gründeten ihre eigenen Gemeinden und mussten sich selbst darum kümmern, ihre Imame zu finden. Bis heute sind es oft begabte Gemeindemitglieder, die diese Aufgabe übernehmen oder es werden – wenn die Gemeinde über entsprechende Finanzmittel verfügt - Imame aus dem Ausland angeworben. Erst kürzlich änderte sich die Haltung der Regierung: Ein wichtiger Grund dafür war die Debatte um Integration. Zudem machte man das Fehlen gut qualifizierter Imame für die Radikalisierung junger Muslime verantwortlich. Seit etwa zehn Jahren steht das Thema Imame und Ausbildung von Imamen ebenso wie die Ausbildung von Lehrkräften für den Islamunterricht in Deutschland weit oben auf der Dringlichkeitsliste der Bundesregierung. Es wurden Fachbereiche für islamische Theologie gegründet, an denen religiöses Personal für muslimische Gemeinden und für den Schuldienst ausgebildet wird. Es gibt zahlreiche Initiativen, dem Ziel „Imame Made in Germany“ näher zu kommen.

Doch, was ist mit den Gemeinden? Was erwarten sie von ihren Imamen? Wer bestimmt, was sie in der Imam-Ausbildung lernen? Was soll ein guter Imam überhaupt wissen und können? Kann man das an der Universität lernen? Müsste es dann nicht – ähnlich wie in den anderen Religionen – zusätzlich zum Universitätsstudium religiöse Seminare geben, in denen die Imame islamisch geschult werden? Wer würde diese Seminare unterhalten? Und überhaupt: Es heißt immer, die Struktur des Islams passe nicht zum deutschen Religionsstaatsvertrag, aber was ist mit dem Engagement der Regierung bei der Ausbildung der Imame: Wie passt das zum Prinzip der Trennung von Staat und Religion?

Die Fachtagung hat sich zum Ziel gesetzt, muslimische Perspektiven auf die Frage der Imam-Ausbildung zu formulieren und möglichst viele, unterschiedliche Stimmen zu Wort kommen zu lassen.Neben Vertretern und Vertreterinnen der muslimischen Zivilgesellschaft, sind auch Vertreterinnen und Vertreter von Kirchen und des Judentums geladen: Wie bilden eigentlich die anderen Religionen ihre religiösen Würdenträger aus?
Welche Lehren können die Muslime daraus ziehen? Wie haben sie die Frage gelöst, dass Theologen einerseits umfassend akademisch gebildet sein sollen, also an staatlichen
Universitäten studieren und anderseits die traditionellen und gemeinschaftlichen Bedürfnisse der Gemeinden befriedigen sollen?

Im Folgenden werden die wichtigsten Diskussionsbeiträge, Denkanstöße und Positionen zusammengefasst und der Stand der Überlegungen zum Thema festgehalten.

Was muss ein Imam alles können? Kann das eine Person überhaupt alles schaffen?
Brauchen wir eine einheitliche Ausbildung oder sollten es verschiedene Modelle geben?
Wie ist es mit der Übernahme der Imame in die Praxis, wer bezahlt das?

Erster Tag

Grußwort

Prof. Dr. Michael Borgolte
Gründungsdirektor des Instituts für Islamische Theologie in Berlin

„Es ist klar, dass wir an der Humboldt-Universität keine fertigen Imame ausbilden, aber wir können ihnen eine solide wissenschaftliche Grundlage mitgeben“, so Michael Borgolte. Er ist der Gründungsdirektor des neugeschaffenen Instituts für Islamische Theologie an der Humboldt-Universität in Berlin und berichtet in seiner Rede von dem beginnenden Studienbetrieb. Seit dem Wintersemester 2019/20 läuft das Studium und ab Wintersemester 2020/21 sollen die ersten Studierenden Islam auf Lehramt für die Grundschule studieren können. Seit 2016 die Gründung des Lehrstuhls in Berlin bekanntgegeben wurde, hat es viel Streit gegeben. Zumeist ging es um die Frage, wer die Inhalte des Studiums bestimmt und wer die Sitze im Beirat besetzen darf. „Es ist dringend erforderlich, dass ein Dialog über die Imam-Ausbildung in Gang kommt“, so Borgolte.

Der Imam als Vorbild der Gesellschaft

Ender Cetin, Dipl. Päd. und islamischer Theologe, DIA Projektleiter

Ender Cetin ist einer der Organisatoren der Fachtagung und fasst in seinem Vortrag zusammen, was ihn und die anderen von der Deutschen Islam Akademie (DIA) dazu bewogen haben, diese Tagung zu organisieren.

„Der Druck von Seiten des Staates, in Deutschland Imame auszubilden ist stark. Da stellt sich die Frage: Wie sehen dies die Muslime. Wollen auch sie in Deutschland ausgebildete Imame? Wie ist ihr Bedarf? Welche Wünsche haben sie?“ fasst er den Ausgangspunkt zusammen und berichtet von einer Bestandsaufnahme, die er bei islamischen Gemeinden in Deutschland durchgeführt hat.

„Tatsächlich ist das Interesse an der Islamischen Theologie sehr groß und es ist zu begrüßen, dass nun auch in der deutschen Hauptstadt ein Lehrstuhl für islamische Theologie gegründet wurde, so wie ja zuvor auch schon in mehreren anderen deutschen Städten“, sagt er und verweist auf steigende Studierendenzahlen. Wichtig sei nun, auch die Moscheegemeinden als mögliche Arbeitgeber dieser Absolventinnen und Absolventen in den Blick zu nehmen: Welchen Einfluss haben Gemeinden auf die Studieninhalte? Wie werden die verschiedenen Rechtsschulen und Strömungen abgebildet? Sind die Gemeinden bereit, an deutschen Universitäten ausgebildete Imame einzustellen?

Das Thema Imam-Ausbildung in Deutschland werde ja schon sehr lange diskutiert. Bislang habe es von staatlicher Seite jedoch viele Hürden gegeben: Zumeist war das Problem, dass dem Staat ein einheitlicher Ansprechpartner von muslimischer Seite gefehlt habe. Inzwischen seien viele Hürden aus dem Weg geräumt worden und es gebe von staatlicher Seite einen starken Wunsch, Imame in Deutschland auszubilden. Nun liege der Ball im Feld der Muslime. Es gelte, Bedarfe zu formulieren und Modelle zu entwickeln.

> „Das Wort Imam ist ein Ideal, zu dem wir alle aufblicken. Alle, die in die theologische Ausbildung gehen, streben es an, nicht nur inhaltlich, sondern auch menschlich, ein Vorbild zu sein.“

„Wir Muslime in Deutschland leben in einer großen Ambiguität und wir haben bereits viel getan, die Ambiguität zu zähmen, so dass unsere Religion in die Strukturen hier passt“, sagt er. Es gäbe so viele Fragen – von der islamischen Kindererziehung bis zur vielzitierten Diskussion um Bio Halal – für die Gläubige eine Institution bräuchten, die sie fragen könnten. „Anders gesagt: Wir brauchen dringend Imame, die uns die Ambiguität aushaltbar machen. Wir von der Deutschen Islam Akademie möchten gerne diesen Prozess begleiten. Wir sind davon überzeugt, dass wir Imame brauchen, die hier ausgebildet sind und die sich trauen, auch einmal etwas ganz Neues zu sagen!“

Viele Jugendliche seien auf der Suche nach ihrer Identität und da ist es realitätsfern, ein Idealbild des Islams aufzubauen, das sich in ein klares Halal oder Haram aufteilen lässt. „Wir müssen aus der Geschichte lernen und wie andere vor und mit der Ambiguität umgegangen sind“. Dazu sei es wichtig, in die Diskussion über die Imam-Ausbildung alle einzubeziehen. Es dürfe keine Stimme fehlen. Es gehe darum, eine Theologie für Deutschland zu entwickeln und die dafür erforderlichen Lehrstühle einzurichten. „Wir hoffen, dass dort dann junge Menschen ausgebildet werden, die sich trauen, für uns zu sprechen!“.

> „Sind wir bereit Imame in Deutschland auszubilden und sind wir bereit, in Deutschland ausgebildete Imame anzunehmen?“

Die Herausforderungen des Imams und die Erwartungen an Imame in Deutschland

Dr Ali Özgür Özdil, Direktor Islamisches Wissenschafts- und Bildungsinstitut e.V.

Der Islamwissenschaftler Ali Özgur Özdil berichtet, dass er oft gefragt werde, ob er nicht eine Stelle als Imam antreten wolle. „Ich antworte immer mit ‚nein', schließlich bin ich dafür nicht ausgebildet", sagt er. Dabei kennt er sich mit der Imam-Ausbildung aus, wie nur wenige andere: Für seine Dissertation untersuchte er die Ausbildungsgänge zum Imam in 13 verschiedenen europäischen Ländern, er ist beteiligt an der Ausbildung der Imame an der Universität Osnabrück und bietet zudem Fortbildung für Imame in Norddeutschland an.

„Schaut man sich die Lage in Deutschland an, so sind wir noch ziemlich am Anfang. Das Angebot ist sehr klein – die Erwartungen an Imame hingegen sehr groß", sagt er. Klar sei, dass es unmöglich sei, in drei Jahren Bachelor Studium ein umfassendes theologisches Wissen zu erlangen und dann auch noch die Fähigkeiten und Techniken, etwa in der Seelsorge oder Jugendarbeit zu erwerben, die ein Imam benötigt", sagt er. Es gebe die verbreitete Vorstellung, dass ein Imam ein Allrounder sein solle, der sowohl umfassend theologisch als auch zwischenmenschlich und psychologisch bewandert sei. „Wir haben bei einer Umfrage unter unseren Imamen in Hamburg festgestellt, dass sich viele von
ihnen überfordert fühlen und unter psychischen Problemen leiden", sagt er. „Sie sollen Deutsch können, die Jugendsprache sprechen und auch für die älteren als Seelsorger bereitstehen. Natürlich sollen sich auch mit ethischen und wirtschaftlichen Fragen auskennen. Da geht es um komplexe Fragen wie beispielsweise: Sind Bausparverträge Halal? Darüber hinaus werden sie von staatlicher Seite auch noch in die Rolle des Integrationslotsen gedrängt."

Seit 1998 werde in Hamburg über die Imam-Ausbildung diskutiert und er hoffe, dass nicht noch weitere 100 Jahre diskutiert werde. Etabliert habe sich ein regelmäßiges Treffen der amtierenden Imame in Norddeutschland und in diesem Rahmen biete er Fortbildungen zu aktuellen Themen an. So gab es Workshops zum Thema Radikalisierungsprävention und die Imame können Themen vorschlagen, zu denen sie gerne arbeiten möchten. Hier gebe es einen großen Bedarf.

„Viele Imame fühlen sich überfordert und leiden deswegen an psychischen Problemen."

Gemeindearbeit mit Frauen und Kindern in der Moschee aus der Perspektive muslimischer Sozialarbeit

Ayten Kiliçarslan, Vorsitzende Sozialdienst muslimischer Frauen

Ayten Kiliçarslan gibt Einblick in die Gemeindearbeit und die Aktivitäten „normaler“ muslimischer Gemeinden in Deutschland. Das

Besondere: Sie schaut auf das Gemeindeleben aus Sicht von Frauen und Kindern.
Mehrere Punkte hebt sie dabei hervor: Frauen und Jugendliche seien in den Gemeinden zwar oft sehr engagiert und beteiligten sich an den Aktivitäten, sie seien jedoch in den Entscheidungsgremien unterrepräsentiert. Das zeige sich schon, wenn man die wenig attraktiv gestalteten Frauenbereiche der Moscheen betrete. Auch sei es zwar sehr willkommen, dass Frauen im Team kochten und so Einkommen für die Gemeinden generierten, es werde aber zu wenig getan ihre Fähigkeiten zu fördern. „Wer jeden Freitag 2000 Börek herstellen und verkaufen kann, kann mit ein bisschen Schulung auch ein Projekt leiten!“, sagt sie. Die Gemeinden sollten die Arbeit auf viele Schultern verteilen und das Potenzial der Frauen nutzen.

> Die Gemeinden sollten die Arbeit auf viele Schultern verteilen und das Potenzial der Frauen nutzen.

Im Kontext der Imam-Ausbildung ergäben sich mehrere Schlussfolgerungen. Zunächst einmal sei klar, dass ein Imam diese Aufgaben gar nicht alle bewältigen kann. Sei es doch eine Überforderung von Imamen, wenn sie zusätzlich zu Theologie, Seelsorge, Außenrepräsentanz der Gemeinde auch noch die Sozialarbeit der Gemeinde voll verantworten sollten. Hier könne zwar in der Regel auf Ehrenamtliche zurückgegriffen werden, im Zuge eine Etablierung des Islams in Deutschland und der damit einhergehenden Professionalisierung der Jugend- und Sozialarbeit, sollten jedoch gezielt auch neue Berufsbilder entstehen. Angesichts von mehr als 50 Prozent Frauenanteil unter den Studierenden an den Fachbereichen für islamische Theologie sei dies ein logischer Schritt. Die Theologinnen seien für den Frauenbereich der Gemeinden sehr gefragt; selbst, wenn sie in den allermeisten Gemeinden in Deutschland das Gebet nicht leiten dürften. So sei theologische Betreuung der Frauen und die Entwicklung einer muslimischen Frauenarbeit, die der Rolle der Frauen in der Gemeinde gerecht werde, ein wichtiger Schritt.

Zudem gelte es zu bedenken, auch für die Sozialarbeit spezielle Berufsbilder zu entwickeln und etwa Fachkräfte für die muslimische Jugend- und Kinderarbeit auszubilden. Diese sollten Konzepte zur Kinder- und Bildungsarbeit entwickeln und auch Themen wie Radikalisierungsprävention und Kindeswohl in den Blick nehmen. Muslimische Gemeinden seien in Deutschland seit den 1960er Jahren entstanden und aus der besonderen sozialen Situation der Gastarbeiterfamilien gewachsen. Heute sei die soziale Struktur der Gemeinden ganz anders und so sei es dringend notwendig, auch die organisatorische Struktur zu verändern und die Arbeit zu professionalisieren. Eine Gemeinde brauche mehr als einen Imam.

> Wir sind jetzt in der 3.-4. Generation angekommen. Da ist es gelungen, tiefgründig zu reflektieren und eigene Entwürfe und Identitäten zu entwickeln

Imam-Ausbildung in Deutschland: Welche Wege führen zum Ziel?

Dr Jan Felix Engelhardt, Geschäftsführer der Akademie für Islam in Wissenschaft und Gesellschaft.

In seinem Vortrag nimmt Jan Felix Engelhardt die muslimischen Gemeinden in den Fokus: Was muss getan werden, um sie mit den passenden Imamen zu versorgen und wie kann man dabei der Vielfältigkeit des Islams gerecht werden?

„Fragt man danach, welche Wege zum Ziel führen, so fragt sich natürlich zunächst, was eigentlich das Ziel ist? Oder vielmehr: Gibt es ein Ziel oder vielleicht mehrere? Wie viele Wege gibt es dann?“, fragt er. Er unterscheidet drei Ziele:

Gesellschaftliches Ziel:
Ein wichtiges Ziel werde von den Gemeinden formuliert: Sie wünschen sich gut ausgebildete, anerkannte Imame. Diesen Bedarf zu befriedigen, können die Muslime nur schwer allein leisten. Es ist ein gesellschaftliches Ziel.

Politisches Ziel:
Auf den ersten Blick scheine dies den Druck der Bundespolitik zu erklären, möglichst schnell in Deutschland Imame auszubilden. Bei genauerer Betrachtung zeige sich jedoch, dass die Motivation der Bundesregierung anders gelagert ist: „Es gibt das erklärte Ziel der Bundespolitik, die deutschen Islamverbände und die Gemeinden von den Herkunftsländern abzukoppeln“, so Jan Felix Engelhardt. Dazu sei es notwendig, die Gemeinden unabhängig zu machen von Imamen, die in den Herkunftsländern ausgebildet sind. „Dies erklärt den Druck der Politik“, sagt er.

Theologisches Ziel:
Es gibt auch theologische Ziele. Die akademische Ausbildung setzt die Herausbildung einer islamischen Theologie voraus, die dort gelehrt werden kann.

Es gibt bereits Imam-Ausbildung in Deutschland - Bestandaufnahme

Im nächsten Schritt nimmt Jan Felix Engelhardt die bestehenden Strukturen in den Blick: Bereits jetzt gebe es ja eine Reihe von Institutionen, die Imame ausbildeten.

Die Studierenden sollten die Wahl haben und die Gemeinden auch.

Der VIKZ bilde bereits seit Jahrzehnten in Deutschland Imame aus, die dann an den VIKZ-Moscheen arbeiten. Hier werden neben Theologie und Tradition auch verbandseigene Inhalte und Strukturen gelehrt und reproduziert. Es handele sich um eine sehr praktische, wenig akademische Ausbildung.

IGMG hat eigene Ausbildungsstrukturen und auch die Ahmadiyya bildet in Deutschland Imame aus.

IGS bietet an der Islam Akademie sogar einen BA in Islamischer Theologie an.

DITIB bildet an einem eigenen Institut in der Eiffel Fachkräfte für die Gemeinden aus. Diese Ausbildung dauert zwei Jahre. Hier müssen Bewerber und Bewerberinnen einen Abschluss von einer Universität in Deutschland oder in der Türkei aufweisen und können sich dann weiterqualifizieren. Dort gibt es rund 50 Studierende.

Ob diese Ausbildungsgänge die Entsendepraxis ersetzen kann, müsse sich zeigen. „Allen diesen Ausbildungsgängen gemein ist, dass sie nicht staatlich anerkannt sind. Das ist inhaltlich verständlich, schließlich soll der Staat sich aus den Belangen der Religionsgemeinschaften heraushalten“, sagt er. Praktisch habe dies jedoch für die Studierenden negative Auswirkungen: Sie bekämen beispielsweise nicht den Studierendentarif der Krankenkassen und in der Regel auch kein Bafög. Vor allem könnten sie aber keinen anerkannten Abschluss vorweisen.

Leseempfehlung: „Imam-Ausbildung in Deutschland – Perspektiven aus Gemeinden und Theologie“ von Rauf Ceylan, Universität Frankfurt.

Im nächsten Schritt geht er auf das Pilotprojekt in Niedersachsen ein: Hier spiele die Landesregierung die treibende Rolle. Es wurde ein Verein gegründet, der den Ausbildungsgang organisieren solle. In diesem Verein seien muslimische Organisationen beteiligt, allerdings fehlten die beiden größten, die DITIB und die Schura. Auch sieht er als bedenklich, wie dicht der Staat in das Projekt eingebunden sei. „Es stellt sich die Frage, wer eigentlich bestimmt, was gelernt wird: Die Universität Osnabrück, also eine staatliche Institution, das Land Niedersachsen oder der Trägerverein?“, fragt er. Auch prüfe das Bundesministerium des Inneren derzeit, ob es vielleicht direkt in die Finanzierung des Projektes einsteigen kann. „Wo bleibt da die Neutralität des Staates?“, fragt er.

Jan Felix Engelhardt schließt mit einer Empfehlung. Er hält es für sinnvoll, verschiedene Ausbildungswege zum Imam zu schaffen bzw. zu erhalten. Der Islam in Deutschland sei vielfältig und daher sei ein vielfältiges Angebot angemessen. Es sei wünschenswert, dass es an mehreren Universitäten Lehrstühle für islamischen Theologie gebe, die auch für unterschiedliche Ansätze in der Theologie stehen können. Zudem solle es vielfältige Angebote geben, wie die Absolventen dieser Fachbereiche anschließend zu Imamen ausgebildet werden, die das wissen und können, was die verschiedenen Gemeinden benötigen. Die Idee eines „Super-Imam“ sei nicht mehr zeitgemäß, sinnvoller sei vielmehr eine Arbeitsteilung und die Aufteilung in verschiedene Berufsbilder. Dies sei angesichts des hohen Frauenanteils unter den Studierenden auch sehr sinnvoll. Setze man weiterhin auf einen Imam, der von Ehrenamtlichen unterstützt wird, verschwende man viel Potential. Hier sei allerdings zu bedenken, dass auch die Finanzierung eine Rolle spielt. Viele Gemeinden könnten maximal eine Stelle bezahlen. Es seien also noch weite Wege, die Ziele zu erreichen.

https://aiwg.de/wp-content/uploads/2019/06/AIWG-Expertise_Imamausbildung.pdf

Replik

Taha Sabri, Imam Dar al Salem Moschee, Berlin

Imam Taha Sabri beginnt seinen Vortrag mit einer Beschreibung seines Tagesablaufs als Imam: „Heute ist kein besonderer Tag, eher ganz normal und was habe ich heute schon gemacht? Heute Morgen gab es eine Eheberatung, dann eine Beerdigung, anschließend habe ich das Mittagsgebet geleitet, dann eine Eheschließung und anschließend hatte ich mit der Befreiung von einem Dschin zu tun. Jetzt halte ich hier den Vortrag bei der Fachtagung und habe gleich noch einen weiteren Termin“, sagt er. Die treffendste Jobbeschreibung des Imams sei also „Mädchen für alles“. Dass seine Tätigkeit so vielfältig sei, liege sicherlich auch an der besonderen Zusammensetzung seiner sehr aktiven Gemeinde: „Es ist eine sehr gemischte, vielfältige und sehr mobile Gemeinde“. In den letzten Jahren habe sie sich zunehmend für Geflüchtete eingesetzt und für viele der Neuangekommenen sei der Imam der erste und wichtigste Ansprechpartner, um herauszufinden, wie das Leben in Deutschland funktioniert. Zugleich hat die Ankunft so vieler Geflüchteter auch in der Gemeinde Konflikte hervorgebracht, die er zu schlichten habe: „Da ist sozialer Neid entstanden. Nach dem Motto: Guck mal, was die Neuen alles bekommen. Wir haben damals viel weniger bekommen“. So seien Integrationsarbeit und die politische Vertretung der Muslime weitere Punkte, die auf die lange Liste der Aufgaben des Imams gesetzt wurden.

„Die treffendste Jobbeschreibung eines Imams: ‚*Mädchen für Alles*‘.“

Was die Ausbildung der Imame in Deutschland angehe, so sieht er ein Dilemma: „Ich denke, dass viele Gemeinden, in Deutschland ausgebildeten Imamen nicht vertrauen. Sie trauen ihnen nicht zu, dass sie umfassend theologisch ausgebildet sind und möchten lieber einen Imam von einer der renommierten Hochschulen, wie der Al Azhar in Kairo oder Zitouna in Tunis. Die aus dem Ausland angeworbenen Imame haben dafür den Nachteil, dass sie die Gemeinde nicht verstehen, weil sie nicht mit der Sprache und dem Leben hier vertraut sind“, sagt er. Er plädiere daher für eine Kooperation. Die Imame sollten sowohl in Deutschland als auch an einer der angesehenen islamischen Ausbildungsstätten lernen. Denkbar wäre, die Studierenden zu Auslandssemestern nach Kairo oder Tunis zu schicken.

„Viele Gemeinden möchten lieber einen Imam von einer der renommierten Hochschulen, wie der Al Azhar in Kairo oder Zitouna in Tunis.“

Replik

Funda Fidan, Vorsitzende interkulturelles Institut für Inklusion

Ein Punkt, der bei der Debatte um Islam in Deutschland, um Gemeindeleben und die Aufgaben des Imams oft zu kurzkomme, sei die Frage der Inklusion. „Ich war kürzlich in der Türkei und dort ist man, was Inklusion angeht, sehr viel weiter als in deutschen Gemeinden“, sagt Funda Fidan.

Viele Freitagspredigten würden selbstverständlich in Gebärdensprache gedolmetscht. „Da habe ich die Begeisterung erlebt, mit der Gehörlose das erste Mal verstehen, was in der Predigt gesagt wird. Das war sehr schön!“, sagt sie. In Gemeinden in Deutschland sei dies eine große Ausnahme. Auch für diesen Aspekt müsse in der Imam-Ausbildung geworben werden.

„Da habe ich die Begeisterung erlebt, mit der Gehörlose das erste Mal verstehen, was in der Predigt gesagt wird. Das war sehr schön!“

Diskussion

Die Informationen, Ideen und Vorschläge aus den Vorträgen werden nun mit dem Publikum diskutiert. Ziel dieser Zusammenfassung ist nicht, die gesamte Diskussion zu dokumentieren, sondern die Ideen zu notieren, die für eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema wichtig erscheinen und zugleich interessante Seitenaspekte zu beleuchten.

Bislang wurde das Thema Arbeitsbedingungen für Imame in Deutschland noch nicht genannt. Das Erstaunliche, so Lydia Nofal, die die Tagung moderiert, sei doch, dass trotz der zum Teil sehr prekären Arbeits- und Aufenthaltssituation Deutschland für Imame aus dem Ausland ein begehrter Einsatzort sei. Oft sei das Gehalt, das die Gemeinden zahlen können, sehr schlecht, der Weg bis zum sicheren Aufenthalt holprig und im Gegenzug warte viel Arbeit.

Ferid Heider, der selbst als Imam besonders für Jugendliche in Berlin tätig ist, merkt an: „Ich denke, wir sollten dahinkommen, dass es eine stärkere Arbeitsteilung gibt. Mehrere Moscheegemeinden könnten sich zusammentun. Ich beispielsweise bin an mehreren Moscheen tätig und arbeite ansonsten in meinem Beruf, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen".

Welches ist die Rolle des Staates bei der Imam-Ausbildung: Ist der Staat nicht verpflichtet, die Vielfalt der Religionen zu unterstützen und sollte da nicht dazugehören, die Imam-Ausbildung zu fördern? Zugleich gilt es, die Selbstbestimmung der Religionsgemeinschaft zu wahren. Hier stellt sich allerdings das Problem, dass der Islam nicht als Religionsgemeinschaft anerkannt ist und es da keinen einheitlichen, verbindlichen Ansprechpartner gibt. Offensichtlich geht der Trend hier zu einem pluralistischen Ansatz.

Es gebe viele Parallelen zur Diskussion um Rabbinerausbildung, so Nils Ederberg, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der School of Jewish Theology an der Universität Potsdam. Judentum und Islam in Deutschland haben ähnliche Strukturen. Mit dem Unterschied, dass das Judentum die Anerkennung als Körperschaft öffentlichen Rechts bekommen hat. Tatsächlich sei dies aber im Bezug auf die Ausbildung nicht nur positiv, denn der Status als Körperschaft gebe der Religionsgemeinschaft einen quasi rechtsfreien Raum. Es gebe keine breite öffentliche Diskussion um die Inhalte. Es gebe wenig Transparenz und gesellschaftliche Kontrolle bei Inhalten und Strukturen.

In der jüdischen Gemeinde werde eine Diskussion geführt, die mit der um den Super-Imam vergleichbar sei. Hier spielten nicht nur die Erwartung der Gemeinschaft, sondern auch die Erwartung durch die Imame selbst eine Rolle. Dies führe oft zu Selbstüberforderung. Da könne man den Betroffenen nur empfehlen: Mut zu Lücke.

Es ist schwierig, die Strukturen der Evangelischen Kirche mit denen des Islams zu vergleichen, so Andreas Götze, Beauftragter der Evangelischen Kirche (EKBO) für den Dialog mit dem Islam. Interessanter sei der Vergleich zu Freikirchen, gerade, was die Finanzierung angeht. Tatsächlich gelinge es diesen, ihre Arbeit über Mitgliederbeiträge zu finanzieren.

Zu dem Argument, dass Gemeinden sich Imame mit Ausbildung an einer renommierten Ausbildungsstätte wie etwa der Al Azhar wünschten, merkt er an: Für die Zukunft der muslimischen Gemeinden in Deutschland sei die Entwicklung einer eigenen Theologie wichtig. Das Vorbild solle eher Paris als Kairo sein, einfach weil die Lebenswirklichkeit der Muslime in Europa so anders sei als in mehrheitlich islamischen Ländern.

Im Publikum ist auch Mohamed Mattar, der mehrfach als Beispiel in den Diskussionen erwähnt wurde. Er ist in Berlin aufgewachsen, engagiert sich seit vielen Jahren in der Jugendarbeit verschiedener Gemeinden. Er hat Islamwissenschaften studiert und ist nun mit Unterstützung seiner Berliner Gemeinde in Khartum zum Studium und um Arabisch zu lernen. Sein Berufsziel: Imam. In der Diskussion um die Aufgabenteilung zwischen Gemeinde und Imam plädiert er dafür, dass bei der theologischen Ausbildung des Imams keine Kompromisse gemacht werden sollten: „Er muss seine Kernkompetenz beherrschen!"

Zweiter Tag

Grußwort

Pinar Cetin,
Diplom Politologin und Vorsitzende der Deutschen Islam Akademie

Pinar Cetin begrüßt die Teilnehmenden zum zweiten Tag der Diskussion und nutzt die Gelegenheit, die Arbeit der Deutschen Islam Akademie vorzustellen. Entstanden sei die Akademie als Bildungs- und Diskussionsforum, vergleichbar mit den Evangelischen und Katholischen Akademien und den Stiftungen der politischen Parteien und versteht sich als Teil der Zivilgesellschaft. Neben politischer Bildung für die Gesellschaft insgesamt gehe es darum, den Diskurs in der muslimischen Community zu fördern und weiterzuentwickeln. Es solle zudem mehr Austausch gefördert werden.

Auf das Thema Imam-Ausbildung sei sie bei einer Podiumsdiskussion gestoßen: „Da verhandelte ein Politiker mit dem Vertreter eines Islamverbandes – Ich möchte hier die Namen nicht nennen, aber Sie können sich denken, um wen es sich handelte – wie

viele Imame in den nächsten Jahren in Deutschland ausgebildet werden können: Schafft ihr 10 – 15 Imame in einem Jahr? Lautete da die Frage und der Vertreter des Islamverbandes nickte“, berichtet sie. Da sei sie zu dem Schluss gekommen, dass es an der Zeit sei, dass sich auch die muslimische Zivilgesellschaft mit dem Thema beschäftige und so kam es zu der von ihrem Mann Ender Cetin erwähnten Bestandsaufnahme. Damit solle die Diskussion in Gang gebracht werden: Worum soll es bei der Ausbildung der Imame gehen? Was ist der Bedarf der Gemeinden? Welche Art von Imamen wird gebraucht? „Das wollen wir hier diskutieren und ich muss zugeben, dass ich im Laufe der Diskussionen gestern bereits einige meiner

Offen ist die Frage, wie die Imame finanziert werden sollen. Hierzu fehlen uns noch die Modelle.

Positionen überdacht habe“, sagt Pinar Cetin. So sei sie bislang von der „Super-Imam“-Vorstellung ausgegangen. Durch die Diskussionsbeiträge während der Konferenz habe sie nun ihre Meinung geändert: „Ich denke, die Idee eines Super-Imams ist kontraproduktiv. Arbeitsteilung in der Gemeinde ist viel besser: Der Imam sollte natürlich Experte für Theologie und Seelsorge sein. Themen wie Jugendarbeit, Drogenberatung und die vielen anderen Dinge sollte er lieber der Sozialarbeit überlassen.“ Auch sei ihr sehr klar geworden, dass nicht alle Gemeinden gleich sind und auch sehr unterschiedliche Imame brauchen. „Einige brauchen jemand, der sich eher um die alte Generation und die Verbindung zur Heimatkultur kümmert, andere brauchen einen Imam, der einen engen Draht zu Jugendlichen aufbauen kann und auch sind natürlich nicht alle Jugendliche gleich“. So sei klar, dass Imame in ihrer Ausbildung möglichst die Theologie und natürlich auch Rhetorik erlernen sollten. Zudem sei es wichtig, dass sie Probleme erkennen und wissen, an wen sie Menschen mit bestimmten Problemen verweisen können. Wie konkret das aussehen könne, dazu lohne sich der Blick auf die Erfahrungen der anderen Religionen.

„Die Idee eines Super-Imams ist kontraproduktiv.“

Wie machen es die anderen?

Herausforderungen der akademischen Rabbinerer*innenausbildung in Deutschland von Anfang des 19. Jahrhunderts bis heute

Rabbinerin Gesa Ederberg,
Gemeinderabbinerin der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Oranienburger Straße

Eigentlich habe sie auch einen anderen Titel für ihren Vortrag wählen können. Zum Beispiel: „Ach, echt? Gab es das alles schon einmal?“, bringe es auch gut auf den Punkt.

Sie werde nun einen kurzen Abriss der Entstehung und Entwicklung der Rabbinner*innenausbildung in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert geben. Dabei werde sie – wegen der Offensichtlichkeit, und um Zeit zu sparen – darauf verzichten, immer wieder auf die Parallelen zur Diskussion um den Islam im Allgemeinen und die Imam-Ausbildung im Speziellen hinzuweisen.

Anfang des 19. Jahrhunderts habe sich die Stellung des Judentums in Deutschland geändert. Die Stände waren aufgelöst und es habe das Bestreben von Staat und Gesellschaft gegeben, das Judentum zu verdrängen, unschädlich zu machen, die Individuen, aber für die Gesellschaft nützlich zu machen. Die Rabbiner seien so ins öffentliche Interesse gerückt. „Die staatlichen Institutionen hatten zwei Handlungsalternativen, die beide nacheinander bzw. an verschiedenen Orten ausprobiert wurden“, sagt sie:

Die eine Strategie habe darauf abgezielt, das Judentum aus der Gesellschaft zu verdrängen und aussterben zu lassen. Der Staat habe die religiöse Betreuung der Juden ignoriert und die Ausbildung und Bezahlung der Geistlichen den jüdischen Gemeinden überlassen. Zugleich sei der Druck auf die Juden gewachsen, zum Christentum zu konvertieren. Dieser Weg sei in weiten Teilen des Deutschen Reiches eingeschlagen worden.

Die andere Strategie, die beispielsweise in Österreich verfolgt worden sei, zielte darauf, die Juden zu nützlichen Staatsbürgern zu erziehen. 1820 sei mit einer kaiserlichen Resolution beschlossen worden, für die jüdischen Rabbiner eine staatliche Prüfung einzuführen. „Sie sollten Philosophie studieren, und so dazu beitragen, die Juden in Österreich zu nützlichen Staatsbürgern zu erziehen“, beschreibt Gesa Ederberg: „Es wurde ein doppelter Weg eingeschlagen: Die Rabbiner besuchten Gymnasien und Universitäten, dass sie gut gebildet waren und gesellschaftliches Ansehen genossen. Zugleich sollten sie – auch weil viele jüdische Gemeinden Vorbehalte gegen die Ausbildung an weltlichen Universitäten hatten – in Rabbinerseminaren die Tradition und die Theologie des

Judentums erlernen“. Bald schon habe es zum Selbstverständnis der Rabbiner gehört, dass sie Talmundschule und Universität absolvierten. Für das Ansehen in der Gemeinde und für das Ansehen der Gemeinde in der Gesellschaft sei es wichtig geworden, dass die Rabbiner promoviert waren. Lange vor der offiziellen Gründung einer Rabbinerausbildung habe sich so ein typischer Ausbildungsweg für Rabbiner herausgebildet. „Es war eine Kombination aus Druck vom Staat und dem eigenen Interesse und Bestreben der Juden in Deutschland“, so Gesa Ederberg.

2010 sei dann mit der Studie des Wissenschaftsrates* die Weiche zur neuen Entwicklung von Fachbereichen für jüdischen Theologie gestellt worden.
2013 sei die School of Jewish Theology gegründet worden. Hier gebe es vier Studiengänge, die jeweils mit MA oder BA abgeschlossen werden könnten. Einer sei offen für alle, die sich für jüdische Theologie interessieren, einer sei liberal, einer Masorti. Ein vierter bereite auf das Kantorat vor. Hier seien nur Studierende zugelassen, die zu den jeweiligen Konfessionen gehören.

Die Ausbildung sei zweistufig und finde sowohl an der Universität als auch an Kollegien statt. Es sei wichtig für die Akzeptanz der Ausbildung, dass es verschiedene Kollegien gebe, so dass die Gemeinden Rabbiner und Rabbinerinnen bekommen, die sich in ihren Traditionen auskennen. Es gebe das Abraham Geiger Kolleg der Reformbewegung und das Zacharias Fraenkel Kolleg der Masorti Bewegung.

Die Orthodoxie lehne diese Ausbildung ab und habe die Neuerung nach 2010 nicht unterstützt. Ihre Rabbiner würden am Hildesheimer‘schen Seminar ausgebildet. Seit Neuestem werde diese Ausbildung durch ein BA an der Universität Erfurt ergänzt. „Daran zeigt sich, dass es auch hier einen Trend zu mehr akademischer Ausbildung gibt“, sagt sie.

Die duale Ausbildung zwischen staatlicher Universität und konfessionsgebundenen Seminar sei eine deutsche Besonderheit. In anderen Ländern erfolge die gesamte Ausbildung an Seminaren. Es sei zunächst ein Nachgeben in den Druck von staatlicher Seite gewesen, allerdings mit einem positiven Effekt. „Ich und viele andere sehen es als einen großen Vorteil. Wenn ich mir die Ausbildung in den USA anschaue - und da erfolgt es ja nach dem gleichen Prinzip im Judentum und im Christentum - so denke ich, dass ein bisschen gesellschaftliche Kontrolle und Transparenz eine gute Sache sind: Diese Seminare sind ja oft Brutstätten für fundamentalistische und radikale Gedanken. Dass die Rabbiner und Rabbinerinnen sich auch auf der großen Agora der staatlichen Universitäten beweisen müssen, ist sehr gut für unsere Gemeinden“, sagt Gesa Ederberg.

Sie betonte den Unterschied zwischen wissenschaftlicher Ausbildung und der Rabbiner*innenausbildung: „Es geht eben nicht nur um die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Texten und mit der Theologie. Zur Rabbiner*innenausbildung gehört auch die Persönlichkeitsbildung, die persönliche und spirituelle Auseinandersetzung mit den heiligen Texten“, ergänzt sie.

Teil der Ausbildung sei auch ein Auslandsstudium an einer israelischen Universität, so dass die Studierenden jüdische Traditionen auch aus dieser Perspektive kennenlernen und ihre Sprachkenntnisse verbesserten.

Wichtig sei, dass die Ausbildung und damit die Absolventen und Absolventinnen von den Rabbinerkonferenzen in Deutschland anerkannt würden. Dies sind die höchsten religiösen Gremien. Es gibt eine Orthodoxe Rabbinerkonferenz und eine Allgemeine Rabbinerkonferenz. Die Rabbinerkonferenzen entscheiden jeweils, aus welchen Seminare/Kollegs sie Rabbiner aufnehmen.

*Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien und religionsbezogenen Wissenschaften an deutschen Hochschulen, https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/9678-10.pdf?__blob=publicationFile&v=2

Überblick

1 Die Ausbildung dauert insgesamt 5 Jahre.
Duale Ausbildung ist typisch Deutsch

2 Studium erfolgt z.B. an der 2013 gegründeten konfessionellen School of Jewish Theology in Potsdam.

3 Die religiöse Ausbildung erfolgt in einem der Kollegien/Seminare. Typisch ist die enge Zusammenarbeit mit jüdischen Hochschulen/Seminaren in den USA. Diese garantieren für den theologischen Standard.

4 Orthodoxe Rabbiner lernen am Hildesheimer’sches Rabbinerseminar in Berlin und machen zusätzlich BA in jüdischer Sozialarbeit in Erfurt.

5 Gemeinden können dann unter Bewerbern der verschiedenen Seminare auswählen.

Herausforderungen der theologischen und pastoralen Ausbildung aus Perspektive der Katholischen Kirche in Berlin

Florian Erlenmeyer
Sekretär am Studium des Priesterseminars Redemptoris Mater Berlin und Erzbischöflicher Beauftragter für den Dialog mit dem Islam

Wie werden katholische Priester ausgebildet und welche Schlüsse lassen sich daraus für die Planung der Imam-Ausbildung ziehen? Um zu verdeutlichen, von welchem Menschenbild und damit auch von welchen Erwartungen an ihre Priester die Katholische Kirche ausgeht, beschreibt Florian Erlenmeyer zunächst die sogenannten „Anthropologische Grundspannung". Diese lasse sich in den Fragen „Woher komme ich? Wer bin ich? und wohin gehe ich?" zusammenfassen. „Der Mensch wird geboren, geht durch die verschiedenen Lebensabschnitte, die in der katholischen Kirche jeweils von religiösen Feiern begleitet werden: Taufe, Firmung, Eheschließung, Versöhnung, Krankensalbung und Beerdigung. Früher war dies das Normale und es gab eine kulturelle Vermittlung des Glaubens durch die Gesellschaft. Dies ist in der säkularisierten Welt keine Selbstverständlichkeit mehr", beschreibt er und verdeutlicht dies durch den bekannten Fledermauswitz.

Die Säkularisierung habe auch Auswirkungen auf die Priesterausbildung. Da die feste Verankerung im Glauben keine Selbstverständlichkeit mehr sei, müsse diese für die angehenden Priester sichergestellt werden. „Es hört sich banal an, ist aber entscheidend: Die Priesteranwärter müssen über persönliche Glaubenserfahrung verfügen. Das ist die wohl wichtigste Voraussetzung, um Priester zu werden", sagt er.

Weitere Voraussetzungen seien Abitur, die deutsche Staatsbürgerschaft und natürlich müssten sie männlich sein haben. Die Ausbildung sei dreistufig. Es gebe einen akademischen Teil, der an der Universität absolviert werde, einen kirchlichen Teil, der im Seminar erfolge und einen praktischen, den die angehenden Priester in einer Gemeinde machten. Die gesamte Ausbildung bis zum fertigen Priester könne sieben bis acht Jahre dauern.

Überblick

1 Heranführung an den Glauben/Glaubensbildung bzw. Propädeutikum: In dieser Zeit sollen die angehenden Priester das Gebet, Latein und Kirchengeschichte lernen und vor allem ihren Glauben festigen.

2 Studium Universität (Theologie und Philosophie) 6 Jahre. Dies kann an einer Hochschule oder privaten Universität erfolgen.

3 Evangelisierungs Seminar (2-3 Jahre): Die Priesterseminare machen Aufnahmeprüfungen.

4 Ausbildung/Praktikum in Berliner Gemeinde 2-3 Jahre

5 Priesterweihe

6 Die katholische Tradition legt Wert darauf, dass Priester lebenslang lernen und sich ständig weiterbilden.

Zukunftsperspektiven für Imame Made in Germany

Imam Ferid Heider

Als Jugendimam, der an mehreren Gemeinden in Berlin tätig ist, hat er einen guten Überblick über den Bedarf und die Wünsche von Berliner Muslimen. „Ich denke, dass es bei der öffentlichen Diskussion über in Deutschland ausgebildete Imame mehr um den Sicherheitsaspekt geht als um die Wünsche der Gemeinden“, sagt er. Die Politik wünsche sich klare Ansprechpartner und für sie durchschaubare Strukturen. Imame hätten keinen guten Ruf.

„Dabei sollte man einmal anerkennen, was die Imame, die wir bisher haben, geleistet haben. Viele leben und arbeiten unter sehr prekären Verhältnissen, werden schlecht bezahlt und haben zum Teil unsicheren Aufenthalt. Zugleich sind sie es, die die Gemeinden und Strukturen hier in Deutschland aufgebaut haben und immer noch weiter aufbauen. Wir gründen ja immer noch neue Gemeinden. Gerade jetzt entstehen beispielsweise neue Gemeinden in Brandenburg, die von Imamen aus Berlin zum Teil mitbetreut werden“, fasst er zusammen. Es sei unfair, diesen Imamen die Schuld an der Radikalisierung der Jugendlichen zu geben. Die Jugendlichen, die sich radikalisiert haben, seinen gerade nicht von Imamen radikalisiert worden, sondern von Laienpredigern. Das Problem sei, dass die Jugendlichen von den Imamen nicht erreicht wurden, weil diese nicht die Sprache der Jugendlichen sprechen, die hier in Deutschland aufgewachsen und sozialisiert sind.

„Bis vor einigen Jahren hatten die meisten Gemeinden gar nicht das Bedürfnis nach einem in Deutschland ausgebildeten Imam. Sie fühlten sich mit ihren im Ausland geschulten und in den Traditionen verwurzelten Gelehrten sehr wohl. Sie sahen sie sogar als Garanten gegen Radikalisierung“, sagt er.

Was ist wichtig? Imame sollten den Gemeinden vorstehen und ihr die Ausübung des Glaubens ermöglichen. Viele Studierende sagten, dass sie in ihrem Studium hier an den deutschen Universitäten das Beten nicht lernten und gerade das laute Vorbeten falle vielen schwer. Auch werde ihnen das laute Rezitieren nicht vermittelt. Gerade dies sei aber vielen Gemeinden wichtig.

„Zum Vergleich: In Ägypten werden Jungen ab der ersten Klasse in Azhar-Schulen auf die spätere Aufgabe als Imam vorbereiteten. Sie sind Hafiz und können laut rezitieren, bevor sie überhaupt anfangen zu studieren. In vier Jahren Masterstudium an einer deutschen Universität ist das nicht aufzuholen“.

Wichtig sei zudem die Freitagspredigt. „Das ist eine inhaltliche, aber auch sprachliche Herausforderung. Viele ältere Muslime möchten die Predigt in der Herkunftssprache hören, Jugendliche jedoch lieber auf Deutsch. Zunehmend sind Gemeinden auch gemischt und da stellt sich die Frage nach der Predigtsprache besonders kompliziert. Im Grunde müssen die Imame mindestens zwei Sprachen so perfekt können, dass sie predigen können. Das bedeutet für die Ausbildung, dass die Studierenden auf jeden Fall auch im Ausland studieren sollten, um ihre Sprachkenntnisse zu perfektionieren“, sagt er.

Nach dem Motto: Viele Wege führen nach Rom bzw. Mekka, solle auch in Bezug auf die Imam-Ausbildung auf Vielfalt gesetzt werden: Die Studierenden sollten die Wahl haben zwischen unterschiedlichen Lehrstühlen, die für unterschiedlichen Denkschulen stehen. Ein dreistufiges Modell könne gut sein: Universitäre Ausbildung, Religiöse Schulung und Studium im Ausland.

„Wir sollten dahin kommen, dass wieder im Vordergrund steht, was die Gemeinden wollen und brauchen und nicht die Wünsche und Prioritäten der Politik.“

Ergebnisse

Das Wichtigste ist, dass die Imame das Vertrauen und die Akzeptanz der Gemeinden finden.

Arbeitsteilung versus Super-Imam: Es sollte überdacht werden, welche Möglichkeiten der Arbeitsteilung es in der Gemeinde gibt, um den Job des Imams schaffbar zu machen, ehrenamtliche Potenziale in der Gemeinde zu nutzen und die Sozialarbeit zu professionalisieren. Zugleich darf es keine Kompromisse bei den Kernaufgaben des Imams geben. Hier geht es um die qualifizierte theologische Versorgung der Gemeinde und das Ansehen des Imams. Er kann manchmal jemanden anderes vorbeten lassen, aber es kann keinen Imam geben, der nicht rezitieren und nicht vorbeten kann.

Der Islam in Deutschland ist vielfältig und die Bedürfnisse der Gemeinden auch sehr unterschiedlich. Die Ausbildung zum Imam sollte ebenso vielfältig sein. So sollte es verschiedene Wege geben, wie jemand Imam werden kann und die Ausbildung als solche sollte verschiedene Phasen und Aspekte abdecken.
Imam kann man nicht nur studieren: Es wird eine mehrstufige Ausbildung benötigt. Die Imame sollten sowohl akademisch und theologisch gebildet sein, dass sie zu komplexen Fragen beraten können und im Dialog mit anderen Religionen und der Politik bestehen können. Sie sollten aber auch religiös und in den Traditionen geschult sein. Dies könnte ähnlich wie bei Juden und Christen in Seminaren erfolgen. Grundlagen der Psychologie, der Beratung und der Sozialarbeit sind wichtig. Sprachkenntnisse und über all dem darf die feste Verankerung im Glauben nicht vernachlässigt werden. Ein Auslandsstudium sollte dazugehören.

Vorbild könnte die Ausbildung von Rabiner*innen in Deutschland sein. Die Entwicklung der Ausbildung seit dem 19. Jahrhundert zeigt viele Parallelen zur aktuellen Diskussion um die Imam-Ausbildung. Ähnlich ist auch die Haltung des Staates: Lange wurden die Bedürfnisse der Gemeinden ignoriert, dann wurde erkannt, dass die Ausbildung von Geistlichen auch im gesellschaftlichen Interesse ist. Typisch Deutsch ist das duale Ausbildungsmodell mit Studium an einer (staatlichen) Universität und einer Ausbildung an einem Seminar, das von der Religionsgemeinschaft getragen wird. Da der Islam (bislang) keine Religionsgemeinschaft ist, könnte hier ein Modell nach dem Vorbild der Rabbiner*innen Konferenzen gefunden werden. Vorbild könnte auch die diverse Struktur der Ausbildung sein. Es gibt nicht nur einen Weg, Geistlicher zu werden.

Auch die Priesterausbildung kann in einigen Punkten aus Vorbild dienen: Es wird neben der akademischen und gemeindlichen Ausbildung Wert auf persönliche Glaubens- und Persönlichkeitsbildung gelegt. Klar ist auch, es braucht mehr als ein BA-Studium, um eine Gemeinde führen zu können.
Die Rolle des Staates bei der Imam-Ausbildung ist kompliziert: Einerseits wird sie benötigt, denn der Islam in Deutschland ist zu wenig organisiert, um das Thema alleine zu betreiben. Auch spricht einiges für durchsichtige, offene Strukturen, die einen Diskurs ermöglichen. Zugleich empfinden viele den Druck des Staates als eine zu starke Einmischung in die inneren Angelegenheiten und die staatliche Einmischung schadet der Akzeptanz der in Deutschland ausgebildeten Imame durch die Gemeinden.

Auf jeden Fall ist dies eine spannende Zeit für die Muslime in Deutschland: Es gibt viel zu gestalten.

Anhang

Ausgewählte Redebeiträge in voller Länge

Die Herausforderungen eines Imams und die Erwartungen an Imame in Deutschland

Ali Özgür Özdil,
Islamwissenschaftler und Religionspädagoge, Hamburg

Persönlicher Rückblick
Ich studierte Islamwissenschaften mit dem Ziel einer wissenschaftlichen Karriere. Doch bereits während meines Studiums (1992-1999) bekam ich von drei Hamburger Moscheen das Angebot, als Imam tätig zu sein. Junge, hier sozialisierte und die deutsche Sprache beherrschende Imame waren gefragt und es gab kaum Bewerber mit diesem Profil auf dem Markt.

Von 2005-2011 war ich der Altona Hicret Moschee und in der Harburger Eyüp Sultan Moschee je einmal im Monat als Khatib (Freitagsprediger) tätig. Aber auch in anderen Hamburger Moscheen (in St. Georg, Wilhelmsburg, Neugraben und Norderstedt), sowie in Hannover, Bremen, Braunschweig, Mainz, Rendsburg oder auch in Wien habe ich Freitagspredigten gehalten und vorgebetet. So bekam ich Einblick in einen Teil der Arbeit eines Imams. Seit 2005 biete ich Fortbildungen für Imame an. Das eröffnet mir weitere Einsichten in den Alltag von Imamen hier in Deutschland.

Zugleich stellte ich ein großes Unwissen über das Thema fest. Das zeigte sich zum Beispiel auch bei Interviews[1], die ich etwa dem NDR und dem BR gab. Thema waren die „Aufgaben der Imame“ und auch die „Imam-Ausbildung in Deutschland.“ Ich war oft mit dem Klischee konfrontiert, dass in den Moscheen nur Hass gepredigt werde.

2010 gab ich eine Examensarbeit über die Rolle und Bedeutung von Imamen heraus.[2] Die Autorin beschreibt darin religiöse, soziale, kulturelle Dienstleistungen von Imamen.

2010 war insofern ein interessantes Jahr, weil politisch viel in Bewegung geriet. Der Wissenschaftsrat in Köln veröffentlichte seine “Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien und religionsbezogenen Wissenschaften an deutschen Hochschulen“,[3] und ich nahm an einer Tagung der Konrad Adenauer Stiftung in Kooperation mit der Universität Osnabrück teil. [4] Aus dieser Tagung ging mein Artikel: „Imame als Allrounder“ hervor.[5]

2011 folgte meine Dissertation zum Thema: „Islamische Theologie und Religionspädagogik in Europa.“[6] Darin liefere ich unter anderem einen Einblick in die Tätigkeitsfelder eines Imams[7] sowie in die theologische Ausbildung von Imamen.[8]

Herausforderungen und Erwartungen an Imame

Imame sind in der Gemeindearbeit und darüber hinaus nicht nur mit religiösen Fragen konfrontiert. Sie brauchen auch soziale, kulturelle, pädagogische und psychologische Kompetenzen.
Um die religiösen Dienstleistungen optimal erfüllen zu können, müssen sie
- islamische Theologie studiert haben;
- Arabisch beherrschen;
- den Koran rezitieren können;
- der Gemeinde vorbeten;
- predigen;
- den Koran lehren.

Hinzu kommen Beerdigungen, Pilgerreisen, Eheschließungen und seelsorgerische Tätigkeiten usw.
Zusätzlich wird jedoch von Imamen erwartet, dass sie:
- Deutsch beherrschen;
- pädagogisch qualifiziert sind, da sie mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen arbeiten;
- und die islamische Wirtschaftsethik beherrschen.

Aber damit nicht genug, sie sollen
- die Jugendsprache sprechen;
- und die Integration fördern.

Ein junger Imam, der seine Ausbildung in der Türkei absolviert hatte, erzählte mir: „Da mein Deutsch nicht so gut ist, erreiche ich die Jugendlichen nicht. Da ich aber jung bin und eine andere Sprache als die ältere Generation spreche, erreiche ich auch die älteren nicht.“
Das Zitat macht deutlich, wie schwierig Gemeindearbeit sein kann, wenn man Kinder, Jugendliche und Erwachsene erreichen will. Dies macht auch deutlich, dass Imame mit ihrer gegenwärtigen Tätigkeit in Gemeinden überfordert sind.

Lösungsansätze

Kurzfristige Lösungen wären Weiterbildungsangebote. Diese wurden in der Vergangenheit bereits mit der Unterstützung dem BAMF mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten in Berlin, München und Frankfurt am Main durchgeführt, sowie an der Universität Osnabrück.
Langfristig wird eine Imam-Ausbildung benötigt, wobei die Hochschulen, an denen bisher islamische Theologie eingeführt wurde, als nicht geeignet oder ausreichend erachtet werden. Daher sind Tagungen wie diese so dringend notwendig.
Im Auftrag der Akademie für Islam in Wissenschaft und Gesellschaft (AIWG) hat Prof. Rauf Ceylan eine Expertise erstellt. Er schlägt eine zentrale theologische Hochschule, wie die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, vor.[9]

Sein Vorschlag hat eine Auseinandersetzung in der islamischen Community angestoßen. Es wird zum Beispiel über eine private Ausbildung in Trägerschaft der islamischen Verbände diskutiert. Diesen Prozess begleite ich persönlich und auch unsere Institution, der IWB e.V. ist beteiligt.

Es zeichnet sich ab, dass sich die Gemeinden in Zukunft neu aufstellen müssen. Aufgaben, die bisher allein den Imamen übertragen wurden, sollen auf mehrere Schultern verteilt werden. Es gibt Moscheegemeinden, die z.B. Sozialarbeiter*innen und Pädagog*innen eingestellt haben, die Aufgaben übernehmen.

1 Vgl. z.B. Marranci, Gabriele (Hrg.) (2010): Muslim Societies and the Challenge of Secularization: An Interdisciplinary Approach, S. 191f.
2 Thiele, Claudia (2010): Imame in türkisch-sunnitischen Gemeinden in Deutschland. Hamburg
3 Vgl. https://www.bmbf.de/files/WissenschaftsratEmpfehlung2010.pdf
4 Mehr unter: https://www.kas.de/de/veranstaltungen/detail/-/content/imame-und-moscheegemeinden-im-integrationsprozess (abgerufen am 20.04.2020)
5 Siehe Rauf, Ceylan; Borchard, Michael (2011): Imame und Frauen in Moscheen im Integrationsprozess: Gemeindepädagogische Perspektiven (Veröffentlichungen des Zentrums für Interkulturelle Islamstudien der Universität Osnabrück, Bd. 4). Göttingen
6 Özdil, Ali Özgür (2011): Islamische Theologie und Religionspädagogik in Europa. Stuttgart
7 Ebenda, S. 52ff.
8 Ebenda, S. 78f.
9 Vgl. dazu https://aiwg.de/wp-content/uploads/2019/06/AIWG-Expertise_Imamausbildung.pdf

Gemeindearbeit mit Frauen und Kindern in der Moschee aus der Perspektive muslimischer Sozialarbeit

Ayten Kılıçarslan
Diplompädagogin, Geschäftsführerin Sozialdienst Muslimischer Frauen

Einleitung

Die Moscheegemeinde ist der Ort, an dem muslimisches Gemeindeleben hauptsächlich stattfindet. Gerade in Deutschland sind Moscheen oft sogar mehr als ein Ort der Religionsausübung. Es gilt daher diese Orte zu bewahren und zu pflegen, denn das gemeinschaftliche Religionsleben und -erleben verbindet über alle Generationen und Bevölkerungsschichten hinweg Muslime miteinander und mit den Menschen in der Gesellschaft.

Die Moschee ist ein Ort für alle, doch es stellt sich die Frage, ob er in seiner gegenwärtigen Form tatsächlich für alle gleichermaßen – Frauen, Männer, Kinder, Jugendliche und Senioren – ein Ort der Gemeinschaft, des sich Einbringens sein kann. Kann dieser Ort Menschen unterschiedlicher Herkunft, mit und ohne Behinderungen, unterschiedlicher Lebensentwürfe und Perspektiven die gleiche Möglichkeit bieten, sich einzubringen und auch seine Bedürfnisse dort berücksichtigt zu finden?

Ich möchte dieser Frage aus der Perspektive der muslimischen Sozialarbeit nachgehen und interessiere mich besonders für die Rolle von Frauen und Kindern, die einen bedeutenden Teil der Gemeinde ausmachen. Sozialarbeit deshalb, weil diese neben den Religionsdiensten eine wichtige Rolle im Gemeindeleben spielt.

Präsenz der Frauen in den Moscheegemeinden im Wandel der Geschichte

Die Geschichte des muslimischen Gemeindelebens in Deutschland ist so alt wie die Arbeitsmigration, die in den 60er Jahren begann. Viele Moscheegemeinden lassen sich auf Arbeiterheime, Kultur- und Arbeitervereine zurückführen. Die sogenannten Gastarbeiter organisierten anfangs Gebetsräume für Freitags- und Festgebete. Später wurden Räume angemietet und für das Gebet und Gemeindeaktivitäten geeignete Objekte erworben; meist in Industriegebieten oder Hinterhöfen. Bis Anfang der 80er Jahre orientierten

sich die Strukturen an den Bedürfnissen der Männer. Die wachsende Zahl der Frauen in der muslimischen Bevölkerung schlug sich jedoch nicht in einer strukturellen Veränderung der Moscheegemeinden nieder. 1973 machten Frauen unter den muslimischen Arbeitskräften ca. ein Viertel aus. Heute sind es um die 49 %. Obwohl sie sich zum Teil aktiv für die Gemeinden engagieren, sind sie nicht entsprechend in den Entscheidungsstrukturen vertreten. Die Gründung der ersten Moscheegemeinden verdanken wir der ersten und zweiten Männergeneration. Die zweite Generation spielt noch heute eine führende Rolle. Der Generationswechsel bringt jedoch nicht automatisch eine Veränderung in der Organisationsstruktur und Arbeitsweise der Gemeinden. In den 90er Jahren nahmen die Moscheegemeinden einen multifunktionalen Charakter an. Insbesondere der Bedarf an religiöser Unterweisung für Kinder und die Angst vor Assimilierung der jüngeren Generation, hat die Muslime dazu bewegt, ihre Infrastruktur zu verbessern und an die sich verändernden Bedarfe anzupassen. Das 21. Jahrhundert war die Zeit der Institutionalisierung. So nahm die Zahl der Moscheebauten zu, die Räume in den Moscheegebäuden wurden vielfältiger und die Raumgröße änderte sich je nach zugeschriebenen Funktionen der Räume. Die Moscheegemeinden passten sich mehr und mehr an die neuen Bedürfnisse der Gemeindemitglieder an.

Wer entscheidet, was gebraucht und was getan wird?

Die Kernfrage hierbei ist, nach welchen Kriterien der Bedarf ermittelt und Projekte daraus entwickelt werden. Eine wichtige Rolle spielt das Budget. Ansonsten entscheiden die Gemeindeverantwortlichen entsprechend ihrer Perspektiven und Visionen. Wer sitzt also in diesen Entscheidungsgremien? Spiegeln sie die Interessen der verschiedenen Gemeindemitglieder adäquat wider? Wer sind überhaupt die Gemeindemitglieder? Sind es diejenigen, die offiziell Mitglied sind und Beiträge zahlen, also im Regelfall die Männer? Was ist mit den Frauen und Jugendlichen, die oft keine offiziellen Mitglieder sind, aber sich ehrenamtlich mindestens genauso viel engagieren und zum Erhalt der Gemeinde beitragen? Was ist mit den Frauen, die zwar Mitglieder sind, aber nicht einmal zu den Mitgliederversammlungen eingeladen werden und gar nicht wissen, wie sie sich an den Entscheidungen beteiligen können und nicht mal nach ihren Rechten fragen? Welche Interessenvertretungen haben die Frauen und Jugendlichen? Was ist mit den jungen Frauen, die nicht als Jugendliche gelten, sondern als eine Unterabteilung der Unterabteilung der Frauen zugerechnet werden? Wie können die Bedarfe und die Forderungen der Frauen, Jugendlichen, Senioren und der Menschen mit Behinderungen überhaupt innerhalb bestehender Strukturen berücksichtigt werden? Die Antwort liegt in demokratischen und transparenten Strukturen, die möglichst alle Gruppen in Entscheidungsprozesse einbeziehen. Selbst wenn wir annehmen, dass die Vorstände eine hohe Sensibilität für die Bedürfnissen aller Gemeindemitglieder haben, können sie doch nicht deren Interessen besser vertreten als die Betroffenen selbst.

Frauenbereiche in den Moscheen

Das Fehlen von Frauen in den Vorständen und Entscheidungsgremien, spiegelt sich auch baulich wider. Für Frauen und ihre Kinder vorgesehene Gebetsräume liegen überwiegend abseits der eigentlichen, wesentlich besser ausgestatteten Gebetsbereiche. Auch sind die Sanitäranlagen für Frauen oft schlechter als die für Männer. Es fehlen Kindertoiletten und Wickelräume.

Frauen müssen sich mit den Kindern in kleineren, engeren und geschlossenen Bereichen aufhalten. Die Gebete und Predigten werden über Lautsprecher dorthin übertragen. Das erschwert die Konzentration auf das Geschehen. Kinder fangen nach einer Weile zu spielen an. Der Geräuschpegel steigt von Minute zu Minute und spirituelle Erlebnisse werden so fast unmöglich. Sind die Frauenbereiche im gleichen Gebetsraum, jedoch durch Sichtschutz abgetrennt, ist es nicht viel besser.

Frauen müssen sich in einigen Gemeinden in feuchten, kalten und engen Räumen aufhalten, in deren Zustand wenig investiert wird. Während die Wünsche der Frauen, etwa den Teppich zu erneuern oder Renovierungen durchzuführen, wegen knapper Mittel abgewiesen werden, fließen Gelder in Baumaßnahmen, die reine Statussymbole sind oder den Männern zugutekommen.

Wenn es jedoch um Baumaßnahmen im Frauenbereich geht, die Gewinn versprechen, wie z.B. der Aufbau einer Industrieküche, wird investiert und die Projekte auch schnell umgesetzt. Die durch die Arbeit der Frauen gesammelten Spenden und Einnahmen aus dem Essensverkauf, fließen in der Regel nicht in den Frauenbereich, sondern werden anderweitig ausgegeben.

Kinderbetreuung

Betreuungsräume für Kinder existieren in den wenigsten Moscheen. Kinder bleiben, so auch beim Gebet, überwiegend bei den Müttern. Wenn gesonderte Räume für Kinder existieren, werden sie meist multifunktional genutzt und bieten keine kindgerechte und die Betreuung unterstützende Umgebung.

Um dies zu ändern, brauchen die Frauen Unterstützung. Da die Kinder – abgesehen von den Unterrichtsstunden im Korankurs bzw. während der religiösen Unterweisung - im Frauenbereich betreut werden, sind sie für die Entscheidungsträger unsichtbar. Dies hat zur Folge, dass kaum für die Kinder investiert wird. Spielzeuge werden meist von den Frauen gespendet. Oft werden sie wahllos gesammelt und eignen sich nicht für altersgerechte Kinderbetreuung. Oft sind die Spielzeuge alt und abgenutzt und es droht sogar Verletzungsgefahr.

Obwohl ich im Laufe der Zeit bundesweit hunderte von Moscheen unterschiedlicher Trägerschaft besucht habe, kenne ich nur drei Moscheen, die ein Außengelände mit Spielplatz haben. Einer davon wurde in Zusammenarbeit und mit finanzieller Unterstützung der Kommune gebaut, die sich auch um die Instandhaltung kümmert. Die anderen beiden waren wenig attraktiv.

Sozialräume für Frauen

Die Sozialräume für Frauen sind in Größe und Ausstattung nur begrenzt für eine zeitgemäße Frauenarbeit geeignet. Die von den Frauen meistgenutzte Räumlichkeit nach dem Gebetsraum ist die Küche. Frauen beklagen des Öfteren, dass sie keine abgeschlossenen Stauräume in der Küche haben.

Neben der religiösen Arbeit und der Küchenarbeit spielt die Organisation und Durchführung von Wohltätigkeitsveranstaltungen für besondere Zwecke oder zur Deckung laufender Kosten der Moschee, eine wichtige Rolle bei der Frauenarbeit. In den meisten Moscheegemeinden wird mindestens einmal im Jahr eine große Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten der Moscheegemeinde organisiert. Hierbei übernehmen Frauen eine tragende Rolle.

Die Küche und die Küchenarbeit dienen aber nicht nur dem Erwirtschaften von Einkommen für die Gemeinde. Für die Frauen bietet sie Raum zur Begegnung und zum Austausch. Diese Funktion sollte trotz allem nicht kleingeredet oder außer Acht gelassen werden.

Frauen, die im Küchenbereich sehr kompetent sind und sich engagieren, bekommen Anerkennung und steigern so ihr Selbstwertgefühl. Durch die Begegnung können sie ihre Einsamkeit bekämpfen und die Küchenarbeit kann für einige Frauen eine therapierende Wirkung haben.

Dennoch reicht der Kücheneinsatz vielen Frauen nicht aus und sie werden dadurch in eine Rolle gedrängt, die sie nicht wollen. Da jedoch die Küchenarbeit als Einkommensquelle so beliebt ist, blockiert dies die Weiterentwicklung der Frauenaktivitäten in anderen Bereichen. Dabei könnten Frauen über diesen Erfolg auch motiviert werden, ihre Ressourcen in anderen Bereichen einzusetzen. Wer jeden Freitag 500-1000 Lahmacun im Team backen und verkaufen kann, kann mit guter Anleitung auch andere Projekte planen und durchführen.

Relevanz für die Ausbildung von Imamen und Theologen*innen

Religiöses Personal sollte über die Struktur einer Moscheegemeinde informiert sein und strukturelle Probleme einer Moscheegemeinde erkennen. Darüber hinaus sollte es erkennen, dass jede Gemeinde Schlüsselpersonen hat, mit denen eine Kooperation notwendig ist. Eine Strukturveränderung ohne Einbeziehung der Gemeinde kann nicht nachhaltig sein.

Gemeindearbeit mit Kindern

Die Arbeit mit Kindern wurde in vielen Moscheegemeinden noch nicht explizit aufgebaut. Kinder kommen bis zum Grundschulalter mit ihren Müttern und Vätern in die Moscheegemeinde und beteiligen sich am Gemeindeleben. Ab sechs Jahren nehmen sie an Korankursen teil und lernen, das arabische Alphabet zu lesen, um den Koran rezitieren zu können. Einige Moscheen bieten zudem religiöses Lernen für Kleinkinder an und bieten ab drei oder vier Jahren Spiel- und Lerngruppen an. Besonders am Wochenende gibt es Gruppen für Klein- und Grundschulkinder. Die Kindergruppen werden meist von jungen Müttern ehrenamtlich angeboten.[10] Krabbelgruppen und

10 Siehe dazu Kılıçarslan, Die nachhaltige Verankerung muslimischer Träger in bestehende Strukturen der Kinder- und Jugendhilfe unter https://smf-verband.de/wp-content/uploads/2020/01/20200121_20191120_Kinder_und_Jugend hilfe.pdf

Spielgruppen mit Müttern und ihren Kindern sind inzwischen ein fester Teil des Angebots vieler Moscheegemeinden.

Hierfür bietet es sich an, Konzepte zu entwickeln, wie an die Lebenswirklichkeit der Kinder und die Arbeit an Kitas und Grundschulen angeknüpft werden kann. Das Konzept des Sozialdienst muslimischer Frauen zur Sprachförderung und Werteerziehung von muslimischen Kindern im Alter von 3-6 Jahren in sozialen Einrichtungen und muslimischen Vereinen (mukids.de) ist vor allem für die niederschwellige Arbeit geeignet.

Zusätzlich bieten einige Moscheen Hausaufgabenhilfe für Schulkinder an. In den Gemeinden werden seit einigen Jahren Einschulungs- und Zeugnisfeiern ausgerichtet. Die Beteiligung der Frauen und die Bedürfnisse der Kinder machen das Gemeindeleben also vielfältiger.

Ein weiteres Thema sind Kinderschutzkonzepte. Wir empfehlen den Gemeinden, auch wenn sie nicht Träger der freien Jugendhilfe sind, Kinderschutzkonzepte zu entwickeln. Sie sollen alle Bereiche innerhalb und außerhalb des Gebäudekomplexes, in denen sich die Kinder aufhalten, die Gemeindearbeit und die Abläufe in den Blick nehmen und daraus mit Eltern, Gemeindevorständen und dem Lehrpersonal in Zusammenarbeit ein Schutzkonzept entwickeln. Insbesondere für Einrichtungen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten und Träger der freien Jugendhilfe sind, sind diese Konzepte nach SGB VIII § 8a vorgeschrieben. Im Rahmen dieses Konzeptes müssten die Moscheegemeinden auch ein sexualpädagogisches Konzept erarbeiten, was in vielen Gemeinden noch nicht vorhanden ist. Wir können als SmF die Gemeinden dabei unterstützen, eigene Kinderschutzkonzepte zu entwickeln.

Die Gemeindeverantwortlichen, die in der Vereinsführung, Frauenarbeit und Jugendarbeit ehrenamtlich tätig sind, erwarten im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit und insbesondere in der Religionspädagogik und religiösen Unterweisung eine Qualitätsbildung und Qualitätssicherung. Sie erwarten z.B., dass der individuelle Lernstand der Kinder dokumentiert und dieser bei Personalwechsel weitergegeben wird. Sie erwarten, dass die Kurse nach Klassensystem organisiert werden und Transparenz in der Methodik herrscht, so dass die Eltern- bzw. Elternvertretungen in die Organisation der religiösen Unterweisung eingebunden werden und Problemlösungsstrategien für Eltern erkennbar sind. Inhaltlich gibt es unterschiedliche Erwartungen. Soll das Kind in erster Linie den Koran auswendig lernen oder Inhalte der islamischen Ethik? Dies kann nur durch Elternbeteiligung und Transparenz über Lerninhalte und Lernmethodik entschieden werden.

Relevanz für die Ausbildung von Imamen und Theologen*innen

Werteerziehung im Kleinkindalter sollte als ein Modul der religionspädagogischen Aus- und Fortbildung kon- zipiert werden. Themen wie Elternbeteiligung, transparente Unterrichtsgestaltung, Kindeswohl und Kindeswohlgefährdung sollen Bestandteil der Ausbildung sein. In diesem Zusammenhang sollte in der Religions- pädagogik die Sexualerziehung nach islamischer Tradition und ihre zeitgemäße Anwendung als ein wichti- ger Baustein eingebettet werden.

Soziales Engagement von Frauen

Die Frauenarbeit wird im Allgemeinen ehrenamtlich geleistet. Die in Teilzeit angestellten Theolog*innen Koran-Kurse, religiöse Unterweisung und Predigten zuständig. Frauenarbeit als Gesellschaftsarbeit muss die gesellschaftspolitischen Diskurse mitberücksichtigen. Themen wie „Rechte und Pflichten der Frauen im Islam“ oder „islamische Bedeckung“ allein reichen den Frauen nicht mehr aus, sie sind der Eingeschränktheit der Themen und der damit einhergehenden Einschränkung ihres Handlungsspielraums und Horizontes überdrüssig.

Problematisch ist auch die Koppelung der Themenfelder Frauen und Familie. So wird den Frauen alle Erziehungskompetenz zugesprochen und damit den Vätern entzogen. Jetzt erleben wir, dass junge Männer ihre Rolle als Vater zurückgewinnen wollen. Dies sollte in der Frauenarbeit stärkere Beachtung finden. Erziehung und Familie sind Themen der ganzen Gemeinde. Die Frauenarbeit sollte auch nicht nur die Stärkung der Frau innerhalb der muslimischen Gemeinde und Zivilgesellschaft und in der Gesamtgesellschaft zum Ziel haben. Die Rolle der Frauen als Erzieherinnen wurde ihnen früher von den patriarchalen Strukturen zugeteilt und wir haben sie dankend angenommen. Aber in einer Zeit, in der Väter Erziehungsurlaub nehmen wollen, sollten wir sie dabei unterstützen und gleichzeitig unsere Themen eigenständig und nach unserem Bedarf setzen und besetzen.

Frauen fühlen sich nicht nur für Frauenthemen zuständig. In der Gemeindearbeit wird dies immer deutlicher. Frauen kümmern sich um Senior*innen und betreuen alleinstehende Menschen (auch Männer), bringen ihnen warmes Essen und sorgen für Sauberkeit. Frauen gehen in Frauengefängnisse und Krankenhäuser. Sie organisieren Hilfe für alleinstehende und bedürftige Frauen und Familien in Notlagen. In Frauengruppen werden auch seelsorgerische Aufgaben bei Trauerfällen und Notsituationen (Tod, unheilbare Krankheiten, Trennung, Scheidung, Gewalt, Flucht) übernommen. Frauen begleiten sozial Bedürftige und neu zugewanderte Menschen im Alltag und unterstützen sie in ihrer Integration. Mit einer guten Anleitung könnten daraus Regeldienste entstehen.

Da all diese Aufgaben ehrenamtlich organisiert und geleitet werden, kommen Frauen an ihre Grenzen. Sie sind oft frustriert, weil sie für ihre Arbeit weder von den hauptamtlichen Theologen*innen noch von den Vorständen gewürdigt werden. Darüber hinaus erfordern solche Aufgaben Kontinuität und ein gewisses Maß an Professionalität. Die Professionalisierung der Frauen- und Jugendarbeit in der Moscheegemeinde muss sowohl im religiösen als auch im sozialen Bereich erfolgen.
Im religiösen Bereich brauchen die Gemeinden hauptamtliche Theologinnen. In Anbetracht dessen, dass weit mehr als die Hälfte der Studierenden in der islamischen Theologie weiblich sind, kann der Bedarf mit Absolventinnen der Theologiestudiengänge in Deutschland gedeckt werden.

Relevanz für die Ausbildung von Imamen und Theologen*innen

Interdisziplinäre Gemeindearbeit und Beteiligung der ehrenamtlichen Frauen in Gemeindestrukturen kann in der Aus- und Fortbildung als ein Seminarangebot eingebettet werden. Darin lernen die Theologen*innen, wie ehrenamtliche Strukturen unterstützt und in die Gemeindearbeit eingebettet werden können. Interessengemeinschaften von Frauen oder Jugendlichen, die selbständig arbeiten können, erleichtern die Gemeindearbeit. Fortbildungen für Theologen*innen über Vereinsrecht, kann die Zusammenarbeit erleichtern.

Inhalte religiöser (Frauen-) Arbeit

Frauen kommen in Moscheegemeinden meist zur Koranrezitation und zur religiösen Unterweisung zusammen. Die Themen, mit denen sie sich beschäftigen, sind von ihrem Bildungsstand und vom Interesse und der Motivation der Theologinnen abhängig. Die Frauen ziehen den Imamen Theologinnen vor. Und wenn keine Theologin verfügbar ist oder nicht den Vorstellungen entspricht, treffen sich die Frauen in Privatwohnungen. Sie haben einen großen Bedarf an Gesprächen, die einzeln oder in der Gruppe organisiert werden können. Die Themen, mit denen die Frauen sich an die Theologinnen und Predigerinnen wenden, sind vielfältig. Sie umfassen Glaubensinhalte, Glaubenspraxis und Beziehungen zwischen Familienmitgliedern, Nachbarn und zum Umfeld. Die Fragen sind nicht immer leicht und theologische Kenntnisse allein reichen nicht dazu aus, sie befriedigend zu beantworten. Sie reichen vom Arbeitsleben bis hin zur intimen Sexualität.
Eine einfache Frage kann beispielsweise sein:
„Ich arbeite in der Krankenpflege und muss auch die männlichen Patienten pflegen und sie waschen. Was sagt unsere Religion dazu?“ oder
„Meine deutschen Kolleginnen wollen mich besuchen. Sie sind keine Muslime. Darf ich bei ihnen mein Kopftuch ausziehen?“ oder
„Mein Mann ist geizig und gibt mir kein Geld. Ich arbeite nicht und muss daher immer unbemerkt aus seinem Portemonnaie Geld nehmen. Ist meine Handlung aus islamischer Sicht strafbar?“
Es kann auch komplexer werden, wenn sie fragen:
„Ich lebe mit meinen Schwiegereltern zusammen. Ich werde wie ein Dienstmädchen behandelt. Ist es aus re-

ligiösen Gründen zwingend notwendig, dass ich meine Schwägerinnen bediene?“, oder
„Mein Mann trinkt Alkohol. Wenn er betrunken ist, wird er ein Monster. Nüchtern ist er der beste Mann auf der Welt. Was soll ich machen? Ist es richtig, mit ihm verheiratet zu bleiben?“ oder
„Ich will mich islamisch trennen, was steht mir nach meiner Scheidung zu?“ oder
„Ich habe eine blinde Tochter. Damit mein zweites Kind gesünder auf die Welt kommt, will ich es mit einer künstlichen Befruchtung versuchen. Darf ich das?“
Komplexe Fragen erfordern bisweilen auch fundiertes Wissen im Finanzbereich, z.B. wenn es um Lebensversicherungen, Unfallversicherungen, Kredite, Riesterrente und ähnliche Vermögen bildende Sparmaßnahmen geht, die mit dem Zinsverbot in Verbindung stehen könnten.
Frauen kommen aber auch mit Themen, bei denen die theologischen Kompetenzen der Predigerinnen oft nicht ausreichen und andere Experten oder Fachstellen einbezogen werden müssen. Oft sind dies Themen der Sozialarbeit. Beispielsweise die Frage:
„Ich (15 Jahre) wurde von einem Gemeindemitglied sexuell missbraucht. Wie können sie mir helfen?“ oder
„Ich bin 19 und wurde einem Mann versprochen, den ich nicht liebe. Ich will mich umbringen.“
Muslimische Frauen bevorzugen dabei meist Fachfrauen mit muslimischem Hintergrund. Insbesondere im ländlichen Raum gibt es nicht immer die passenden Fachkräfte. In diesen strukturschwachen Gebieten sind eher Moscheegemeinden anzutreffen als professionelle muslimische Sozialarbeit. Mit Unterstützung der Kommunen und Engagement der Gemeinden lässt sich hier jedoch einiges aufbauen.

Relevanz für die Ausbildung von Imamen und Theologen*innen

Gesprächsführung gehört als Schlüsselkompetenz in das Aus- und Fortbildungsprogramm für Theolo- gen*innen. Sie sollten lernen, während eines Gesprächs die Komplexität eines Problems zu erkennen und entsprechende Fachleute einzubeziehen. Eine falsche Einschätzung und eine nicht fachgerechte Beratung könnten zu schwerwiegendem Schaden führen.

Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit

Derzeit sind viele Moscheegemeinden nicht in der Lage, die an sie herangetragenen Bedürfnisse ihrer Gemeindemitglieder zu befriedigen. Der Aufbau von Strukturen, vergleichbar mit der konfessionellen Wohlfahrtspflege in Deutschland könnte dabei eine Lösung sein. Ein weiterer Lösungsansatz wäre der Aufbau muslimischer Sozialarbeitsstrukturen in freien Trägerschaften und darauf aufbauende Kooperationen innerhalb der muslimischen Zivilgesellschaft. Auch eine Mischform aus beidem wäre denkbar.
Der Islam wirkt nicht nur durch die religiösen Praktiken auf Menschen, sondern regelt auch die Beziehungen von Gläubigen zu den anderen Menschen, zur Schöpfung, zur Umwelt und zum sozialen Umfeld. So werden von Theologen*innen auch soziale Kompetenzen und interdisziplinäres Grundwissen erwartet. Die zusätzlichen Kenntnisse oder die erworbenen Kompetenzen machen sie jedoch nicht zu Psychologen*innen, Pädagogen*innen, Lehrern*innen, Sozialarbeiter*innen oder Seelsorger*innen. Genauso wenig machen Kenntnisse in religiösen Themen die Fachpersonen in der Sozialarbeit, Pädagogik, Psychologie, Medizin und im Lehramt zu Theologen*innen oder Seelsorgern*innen.

Weder der Aufbau professioneller Strukturen noch die Betreuung im sozialen Bereich kann durch einen hauptamtlichen Imam oder hauptamtliche Predigerin allein erfüllt werden. Die Theologen können in vielen Fällen eine unterstützende Rolle übernehmen, wenn sie von entsprechenden Fachkräften herangezogen werden. Interdisziplinäre Zusammenarbeit sollte als Thema in der Ausbildung unbedingt behandelt werden. Die Theologen*innen sollten im Studium lernen, Themen des Alltags in ihren Predigten unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Wandels einzuarbeiten. Wir könnten zum Beispiel häusliche Gewalt gemeinsam besser bekämpfen, wenn das Thema interdisziplinär behandelt werden würde.

Relevanz für die Ausbildung von Imamen und Theologen*innen

Die Ausbildung der Theologen*innen sollte neben theologischen weitere Zusatzkompetenzen umfassen. Analytisches Denken, Gesprächsführung, Bildung von Empathiefähigkeit, Diskursfähigkeit, Nähe und Dis- tanz, Mediationstechniken etc. sind für die Gemeindearbeit von Bedeutung.

Überforderung der Theologen*innen

Laut der Berufsbeschreibung sind die Imame Vorbeter, die sich in allen Bereichen der Religion auskennen und die religiösen Dienste wie das Gebet, Eheschließung, Totengebet, Leichenwaschung, religiöse Feier etc. leiten und durchführen sollen. Diese Beschreibung gilt mit Ausnahme der Leitung von rituellen Gebeten auch für die Theologinnen. Je nach lokalen Anforderungen sind sie Notfall-, Gefängnis- und Krankenhausseelsorger*innen, Experten*innen für Deradikalisierung, Streetworker*innen, die die Jugendsprache beherrschen, Erwachsenenbildner*innen, Religionslehrer*innen, Erzieher*innen, Sozialarbeiter*innen und Sozialpädagogen*innen, Suchtberater*innen, Eheberater*innen, Psychologen*innen etc. Dabei ist es unmöglich, all diese Aufgaben zu erfüllen. Religiöses Personal sollte in erster Linie qualifizierte religiöse Dienstleistungen anbieten. Auch die Verbände als große Arbeitgeber sollten die Qualität in den religiösen Dienstleistungen nicht dadurch unterwandern, dass sie Theologinnen zur Übernahme anderer Aufgaben drängen.
Bei all den Diskussionen um religiöses Personal und ihre Ausbildung ist es diese Personengruppe selbst, die am wenigsten danach gefragt wird, welche Ausbildung sie sich wünschen und welche Verbesserungen ihrer Arbeitsbedingungen vonnöten sind. Oft sind es die Erwartungen der Gemeindemitglieder oder der Arbeitgeber, die das religiöse Personal in Rollen drängen, die vom Psychologen bis zum Gesundheitsberater reichen. Sinnvoll wäre ein Gremium, in dem alle Beteiligten auf Augenhöhe Bedarfe, Erwartungen und Arbeitsbedingungen diskutieren bzw. diese aushandeln. Derzeit sind die Erwartungen der Gemeinden an ihre Imame oft ebenso überzogen wie die Erwartungen der Imame an die Unterstützung durch die Gemeinde. Arbeits- und Urlaubszeiten, Vergütungen und Konditionen, Bereitstellung von Arbeitsmaterialien, Fortbildungsmöglichkeiten und dergleichen gilt es immer wieder neu zu betrachten. Diese Frage ist an anderer Stelle noch einmal zu diskutieren. Insgesamt sind Arbeitnehmer- und Arbeitgeberrechte ein Bereich, für den es auch von Seiten der Spezialisten im islamischen Recht noch wenig Impulse gibt.

Fazit

Wir dürfen uns nicht mehr mit der Tatsache begnügen, wie fortschrittlich der Islam ist, wie viel Wert den Müttern im Koran beigemessen wird, wie der Prophet Muhammed die Gesellschaft verändert und die Frauen aus den Fängen des Patriarchats gerettet hat. Die Entwicklung des Islam begann revolutionär und verschaffte allen Bevölkerungsschichten und insbesondere den Benachteiligten, darunter auch Frauen, Raum, um sich in der Gesellschaft zu etablieren. Im Jahr 2020 haben wir jedoch eine andere Situation. In der Vergangenheit konnten wir dem historischen Entwicklungsvorsprung der Muslime leider nicht immer gerecht werden.

Weder die Bedürfnisse der Frauen noch der Jugendlichen werden in den Gemeinden gegenwärtig befriedigt. Die Jugendlichen wollen nicht nur den Koran erlernen, sondern selbst Initiative ergreifen, eigene Themen behandeln und eigene Räume besetzen. Viele Gemeinden haben Nachwuchsprobleme für den Vorstand. Das liegt nicht nur am Desinteresse der Jugendlichen und an den hohen Anforderungen, sondern auch daran, dass die junge Generation wenig Chance hat, offen und nach ihren eigenen Vorstellungen mitzuwirken. Daher sollten die Gemeinden sich an den Prinzipien der offenen Jugendarbeit und deutschen Jugendorganisationen orientieren und ihre Arbeit neu gestalten, so dass die Forderungen der Jugendlichen einbezogen werden.
Mit den Konzepten, nach denen in den 80er Jahren die Moscheen aufgebaut wurden, können wir im 21. Jahrhundert nicht mehr weiterarbeiten.

Imam-Ausbildungen in Deutschland: Welche Wege führen zum Ziel?

Dr. Jan Felix Engelhardt,
Geschäftsführer der Akademie für Islam in Wissenschaft und Gesellschaft, Goethe-Universität Frankfurt

Einsatz und Ausbildung von religiösem Personal – seien sie Priester, Pfarrer, Rabbiner oder eben Imame – fallen unter das verfassungsrechtlich gewährleistete

Selbstbestimmungsrecht von Religionsgemeinschaften. Damit obliegt es denjenigen islamischen Organisationen, die Imame beschäftigen, über deren notwendigen Qualifikationen und Kompetenzen sowie über ihre Aufgaben und Verantwortungen zu bestimmen. Dazu gehört auch das Recht, Imame aus dem Ausland einzustellen oder sie dort auszubilden.
In der Imam-Ausbildung in Deutschland weisen manche Religionsgemeinschaften bereits langjährige Erfahrungswerte auf. Es gibt hier verschiedene größere und kleinere Institutionen, u.a. die DITIB, den VIKZ, die Milli Görüş, die Ahmadiyya oder die Schiitische Gemeinde. Sie alle haben verschiedene Modelle der Imam-Ausbildung entwickelt, die mehrere Aspekte gemein haben: Sie konzentrieren sich erstens auf die theologischen Grundlagen sowie auf orthopraktische Aufgaben, wobei die theologischen Inhalte dominieren und Aufgaben wie Seelsorge zum Teil in Kooperation mit christlichen Partnern gelehrt werden. Zweitens ist keine dieser Ausbildungen bisher staatlich anerkannt – offiziell haben die Absolventen danach keinerlei Ausbildung. Die Religionsgemeinschaften stehen hier vor der Herausforderung, ihre Modelle als Bildungseinrichtungen anerkennen zu lassen. Die Modelle fokussieren drittens auf die eigene theologische Tradition. Viertens richten sich, mit Ausnahme der DITIB, die Ausbildungsgänge an junge Männer (und teilweise Frauen als Predigerinnen) ab ca. 16 Jahren – die DITIB setzt erst nach dem Studium an. Diese Modelle haben fünftens – wieder mit Ausnahme der DITIB – keine akademisch-universitäre Ausrichtung.

Eine Besonderheit in diesem Kontext ist das niedersächsische Pilotprojekt zur Imam-Ausbildung, das in einem gemeinsamen Trägerverein von niedersächsischen Gemeinden und Landesverbänden sowie dem Osnabrücker Institut für Islamische Theologie umgesetzt werden soll. Hier wurde ein Verein zur Ausbildung von Imamen, vor allem von Absolventen der Islamischen Theologie, gegründet.

Mit der Einrichtung von islamisch-theologischen Studien ist häufig die Idee verbunden, dass man dadurch auch in Deutschland ausgebildete Imame erhalte. Allerdings haben die islamisch-theologischen Studien auf diese Vorstellung bisher kaum reagiert. Bei dem Ziel der Ausbildung von Religionsgelehrten für die muslimischen Gemeindekontexte besteht hier relativ geringes aktives Interesse. So wird in den Studiengängen der Standorte zwar islamische Religionspädagogik angeboten und auch von der Mehrheit der Studierenden als Studiengang gewählt. Allerdings wird eine dezidierte Gemeindepädagogik bis dato nicht bzw. nur mit Blick auf soziale Arbeit oder Seelsorge angeboten. Damit spätere, universitär ausgebildete Imame professionelle Arbeit in den Moscheen leisten können, müsste die Gemeindepädagogik an den Universitäten ausgebaut werden.

Die meisten der oben genannten Modelle verbinden die Imam-Ausbildung in Deutschland nicht mit universitärer Ausbildung. Der politische und öffentliche Diskurs, durchaus aber auch der Diskurs innerhalb der Gemeinden, rückt allerdings zunehmend das Berufsbild des Imams in die Nähe katholischer Priester bzw. evangelischer Pfarrer*innen. Denn diese müssen i.d.R. ein theologisches Studium an einer Hochschule in Deutschland abgeschlossen haben, bevor sie sich in einem weiteren, von den Kirchen getragenen Seminar praktische Kompetenzen für den späteren Beruf aneignen.

Der nächste Schritt in der Professionalisierung der Ausbildung von in Deutschland studierten Theologen zu Imamen liegt für viele also in der Einrichtung praxisorientierter Seminare, wie sie die großen christlichen Kirchen haben. Das ist in etwa das Modell, das die DITIB nun mit ihrer Ausbildung von Absolventinnen und Absolventen der islamisch-theologischen Studien anbieten möchte.

Die Rede von einem „Super-Imam", der nahezu alle theologischen, gemeindepädagogischen, seelsorgerischen und interreligiösen Aufgaben einer Gemeinde übernimmt, zieht dabei einige schwierige Folgen nach sich: Erstens überlasten diese Aufgabenzuweisungen viele Imame. Zweitens wird der Bedarf nach differenzierter Gemeindearbeit dabei übersehen – es braucht eine Professionalisierung in den Gemeinden, die nicht allein auf den Imam fokussiert, sondern die es ermöglicht, hauptamtliche Gemeindepädagog*innen, Sozialarbeiter*innen, Dialogbeauftragte und Seelsorger*innen zu beschäftigen. Drittens schließt die Fokussierung auf den Imam Frauen vom Professionalisierungsprozess der Gemeindearbeit aus. (Dabei sind es zu 80% Frauen, die sich für die islamisch-theologischen Studien einschreiben.)

Herausforderungen der akademischen Rabbiner*innenausbildung in Deutschland von Anfang des 19. Jahrhunderts bis heute

*Rabbinerin Gesa Ederberg, Gemeinderabbinerin der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Oranienburger Straße und „Rabbinic Advisor" des Zacharias Frankel College an der Universität Potsdam, in dem Masorti Rabbiner*innen ausgebildet werden.*

Der Titel dieses Vortrags klingt sehr abstrakt-historisch, und vielleicht fragen Sie sich auch, was sich von der Debatte um die akademische Ausbildung von Rabbinern für die Debatte um ein zeitgenössisches Studienangebot für Imame lernen lässt. Ehrlich gesagt, hätte ich den Vortrag auch einfach nennen können: „Ach, echt? Gab es das alles schon einmal?"
Da es so offensichtlich ist, werde ich mich im Folgenden tatsächlich darauf beschränken, die einen kurzen Abriss der Entstehung und Entwicklung der Rabbiner*innenausbildung in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert zu geben. Und ich überlasse es Ihnen, die so offensichtlichen Parallelen zur Diskussion über die Stellung des Islam in Deutschland im Allgemeinen, die innerislamischen und nichtmuslimischen Forderungen nach einem „aufgeklärten Islam" und zu den Überlegungen zu Imam-Ausbildung im Besonderen jeweils festzustellen.

Für die Entwicklung des neuen Berufsbildes des Rabbiners gibt es einerseits die innerjüdische Motivation, und andererseits das massive Interesse des Staates an einer „besseren Integration" der als Fremdkörper wahrgenommenen Jüdinnen und Juden.

Auch für den innerjüdischen Diskurs gilt, dass die Entstehung des modernen Rabbinats eine Folge der gesellschaftlichen und rechtlichen Veränderungen des Judentums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist. Die Notwendigkeit, ein modernes Rabbinerseminar zu gründen, wurde erst erkannt und diskutiert, nachdem sich das Berufsbild des Rabbiners bereits radikal verändert hatte und deutlich wurde, dass die traditionelle Ausbildung diesem Berufsbild überhaupt nicht mehr genügen konnte. Während im Mittelalter die Existenz des Einzelnen vollständig von seinem Platz innerhalb seiner sozialen Gruppe abhing – seien es Stände, Zünfte oder die jüdische Gemeinde – und der Verlust der Gruppenzugehörigkeit gleichzeitig den Verlust aller Rechte und jeglichen Schutzes bedeutet, eröffnet sich jetzt ein Freiraum der individuellen Entfaltung, in dem alle Möglichkeiten offen zu sein schienen, und die Existenz und gesellschaftliche Anerkennung des Einzelnen zunehmend durch die Integration und Akzeptanz in die (nichtjüdische) Gesamtgesellschaft bestimmt sind.

Bisher war – auch und gerade in den religiösen Texten – Judentum und jüdisch richtiges Verhalten immer im Rahmen der Gemeinschaft (Kahal/Israel) beschrieben worden, und die Gemeinde sorgte als Ganze für das gruppenkonforme Verhalten ihrer Mitglieder. Die traditionelle Aufgabe des Rabbiners war die eines Lehrers der von allen akzeptierten Tradition, die eines Sachverständigen für halachische Detailfragen, und die eines Schiedsrichters in Dingen des religiösen sowie alltäglichen Lebens. Nur in Ableitung dieser primären Aufgaben wurde er auch zum Ratgeber in anderen Lebensfragen.

Während Judentum als früher als selbstverständliche Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe erlebt und definiert wurde – und der Rabbiner als Lehrer und Vermittler dieser Erfahrung diente, stellt sich jetzt die Frage nach der Bedeutung des Judentums für das Individuum – und die Gestalt des Rabbiners soll „das Judentum" verkörpern, er soll als Vorbild für individuelles jüdisches Leben fungieren. Er soll die traditionellen Werte verkörpern, und gleichzeitig ihre Bedeutung vermitteln. Er soll vorbildhaft – und oft sogar stellvertretend für die Gemeindemitglieder – Kaschrut und Schabbat halten, und die traditionellen Mitzwot (Gebote) wie Krankenbesuche und Wohltätigkeit ausüben.

Um seine Funktion als Vorbild erfüllen zu können, muss er aber gleichzeitig auch die modernen Werte verkörpern – wenigstens in Minimalform: vor allem die neue jüdische Oberschicht will sich durch die das Judentum personifizierende Gestalt nicht vor der nichtjüdischen Umgebung schämen müssen. Werte wie Höflichkeit, Tischmanieren, bürgerliche Kleidung, Fähigkeit zum Smalltalk – und selbstverständlich das fehlerfreie Beherrschen der deutschen Sprache, inklusive der Fähigkeit Goethe zu zitieren - werden unumgängliche Fähigkeiten der Kandidaten für das rabbinische Amt.

Neben dieser innerjüdischen Motivation steht das Interesse des Staates:
Sein Interesse ist, so formuliert es Kurfürst Max Joseph 1804: Die Erziehung der Juden „zu nützlichen Staatsbürgern".

Die Grundfrage ist dabei: Gibt es eine Form des Judentums, die dem Staat bei der Integration der Juden nützen kann, oder ist das Judentum hier ausschließlich ein Hindernis, d.h. vollständige Integration ist nur via Aufgabe der eigenen religiösen Identität und Taufe möglich. (Und nur in Klammern bemerkt: auf die Parallelen zur aktuellen Debatte rund um den Islam hinzuweisen, erübrigt sich, da es so offensichtlich ist.)

Aus der Antwort auf diese Frage ergeben sich zwei mögliche Wege, wie die erwünschte Integration/Assimilation der Juden zu erreichen ist: Entweder durch die Förderung eines aufgeklärten Judentums, oder durch die Vernachlässigung oder sogar Behinderung jeglichen jüdischen Lebens. Diese Überlegungen haben natürlich Auswirkungen auf die religiöse Führungsschicht, d.h. die Rabbiner.

Während Preußen eher den Weg der Vernachlässigung ging, wurden in anderen Ländern Maßnahmen zur Förderung eines aufgeklärten, akademisch gebildeten Judentums ergriffen:
So wird für Österreich 1820 in einer kaiserlichen Resolution festgelegt, dass „nach einer festzusetzenden angemessenen Zeit in Meinen Staaten kein Rabbiner mehr angestellt werde, der nicht in einer ... Prüfung vollkommen zureichende Beweise einer gründlichen Kenntnis der phylosophischen Wissenschaften und der jüdischen Religionslehre abgelegt hat."
In Bayern, Kurhessen, Baden und Württemberg wurden zwischen 1811 und 1823 akademische Prüfungen für zukünftige Rabbiner verpflichtend eingeführt.
Innerhalb kürzester Zeit wurde der Universitätsabschluss für Rabbiner so sehr zum Standard, dass Meyer Isler 1838 in der Allgemeinen Zeitung des Judentums feststellt, es sei „in ganz Deutschland in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren kein Rabbiner neu angestellt worden, der nicht ... Gymnasial- und Universitätsstudien seiner talmudischen Bildung hinzugefügt hat."

Die Gleichstellung der Juden in der bürgerlichen Gesellschaft muss sich in der Gleichstellung der Rabbiner mit den christlichen Geistlichen spiegeln: Die Rabbiner, die „schon äußerlich mit der christlichen Geistlichkeit rangiren, [sollen] vor allem in ihrer innern wissenschaftlichen und sittlichen Bildung nicht hinter diesen zurückstehen. Dazu ... ist ihnen Gymnasium und Universität unentbehrlich."
Oder, wie ein Kritiker dieser Entwicklung formuliert: „... bei unserer Nation ist es in der neuern Zeit zur Mode geworden, daß jeder Predigtamtskandidat ohne das Doktorbarett wie ohne Schuhe und Strümpfe zu zeigen sich schämt."

Zugleich sollten sie – auch weil viele jüdische Gemeinden Vorbehalte gegen die Ausbildung an weltlichen Universitäten hatten – in Rabbinerseminaren die Tradition und die Theologie des Judentums erlernen.
Vor der Gründung des ersten modernen Rabbinerseminars, des Jüdisch-Theologischen Seminars in Breslau, 1854, werden Studenten in den Matrikeln verschiedener Universitäten ganz selbstverständlich als „Studenten der jüdischen bzw. mosaischen Theologie" geführt. Sie sind meist in der philosophischen Fakultät eingeschrieben (wobei zu beachten ist, daß dazu sehr viele heute unabhängige Disziplinen gehören).

Hinsichtlich der Studieninteressen der Rabbinatskandidaten lassen sich zwei Bereiche unterscheiden: einmal die klassisch-humanistische Allgemeinbildung, also alte Sprachen, Geschichte, Philosophie. Andererseits jene Studieninhalte, die mit Blick auf den späteren Rabbinerberuf gewählt werden, also jüdische Themen im Allgemeinen und praktische Arbeit im Besonderen.

Die individuellen Studiengänge sind uns natürlich eher anekdotisch überliefert, für eine systematische Erschließung fehlen die Quellen.
Die Problematik dieses fehlenden Studienplanes dieser Studienweise schildert Rabbiner Philippson 1845: „Kommt er [der zukünftige Rabbiner] nun endlich zur Universität, so ist die Ratlosigkeit noch größer. Bei christlichen Lehrern muss er Exegese, Homiletik ff. hören, die christliche Theologie muss er studieren, um sich danach, so gut er kann, eine jüdische heraus zu abstrahieren. ... Er lernt, was er nicht braucht, und was er braucht, das lernt er nicht."

Wie kreativ dabei nicht nur die Studenten, sondern auch die Dozenten werden konnten, , berichtet ein jüdischer Student von der Universität München von einem Dozenten für praktische Theologie: „Der gute Mann aber bat uns selbst, ihn mit unserem Besuche zu verschonen, wir würden ihn bei dem katholischen Anstrich, den der ganze Vortrag haben müßte, nur beleidigen. Er versah uns mit einem selbstverfertigten Auszuge, über welchen examiniert, wir unsere Zeugnisse erhielten."

Gleichzeitig war es durchaus möglich, im Rahmen des Studium an der philosophischen oder sogar christlich-theologischen Fakultät jüdische Themen zu verhandeln, wie ein Blick auf die Dissertationsthemen zeigt:

Sefer ha-Maalot von Shem Tov ben Joseph (Zunz, Halle, 1821)
Was hat Mohammed vom Judenthume übernommen (Geiger, Marburg 1834)
Gnosticismus und Judenthum (Graetz, Halle 1846)
Daß diese Arbeiten als Dissertation eingereicht wurden, bedeutet ja, dass sie vor einem (nichtjüdischen) universitären Gremium als wissenschaftliche Arbeiten akzeptiert wurden! Und interessanterweise finden sich viele jüdische Beiträge gerade im Feld der Orientwissenschaften – da man sich aufgrund der Vorurteile nicht mit dem Judentum beschäftigen konnte, beschäftigte man sich naheliegenderweise mit dem Islam!

Gleichzeitig fand die entstehende Wissenschaft des Judentums außerhalb der Universität, aber auf akademischen Niveau statt. Manche Vertreter der Wissenschaft des Judentums gaben private Vorlesungen, die von den Studenten besucht wurden. So lehrte Zunz in Berlin 1834 Psalemen, und Geschichte der jüdischen Literatur. Abraham Geiger hielt in den 1840ern in Breslau akademische Vorträge zu Geschichte, Literatur und Theologie des Judentums.

Auch die praktische Ausbildung fand ihre private Form in Vereinen. Solche gab es mindestens in Bonn, Heidelberg und Würzburg. Die Statuten des Würzburger Vereins sahen beispielsweise vor, daß Mitglieder „einen religiösen und moralisch guten Wandel führen, II. den erforderlichen Grad von Bildung besitzen und III an der hiesigen Universtität zur Ausbildungs als jüdischer Theolog studieren."
Zweck des Vereines war, daß „Jeden Samstag (Vormittags in einer zu bestimmenden Stunde) ... von einem in angemessener Kleidung erscheinendem Mitgliede des Vereins ein Vortrag in deutscher Sprache über einen religiösen oder moralischen Gegenstand gehalten" werden solle, der im Anschluss analysiert und kritisiert wurde.

Aus dieser neuen Realität heraus entwickelte sich die Diskussion um mögliche institutionelle Formen der neuen Rabbinerausbildung. Schon 1824 machte Vize-Ober-Landesrabbiner Meyer Simon Weil eine Eingabe bei der preußischen Regierung zur Einrichtung eines „Seminars für künftige Rabbiner und Schullehrer". Dieses Gesuch wurde zwar sehr positiv beschieden, es wurde dann aber nicht realisiert.
1836 forderte Abraham Geiger in seiner Zeitschrift „Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie": „Die Gründung einer jüdisch-theolgoischen Fakultät, ein dringendes Anliegen unserer Zeit". Er begründet es vor allem damit, dass die vorherige Generation zwar noch die jüdischen Inhalte in traditioneller Form lernen und die Wissenschaft im Nachhinein hinzufügen konnte, dass dies aber für die jüngere Generation, die schon mit der allgemeinen Wissenschaft in Berührung gekommen sei nicht mehr möglich sei.
Leopold Zunz unternahm 1843 und 1848 noch einmal eigene Vorstöße zur Errichtung wenigstens eines Lehrstuhls für die Wissenschaft des Judentums.
1853 fordert Zacharias Frankel die „Schöpfung eines Seminars":

„die Weise der früheren Jeschibot reicht nicht mehr aus, es muß dem allgemeinen Standpunkte der Wissenschaft Rechnung getragen werden... Der schnöde Zweifel, ob das Judenthum mit der Wissenschaft Hand in Hand gehen könne, ist durch Männer, die bei gründlicher gediegener Bildung von des Judenthums göttlichem Werth und Dauer durchdrungen sind und es mit der innigsten Wärme vertreten, glücklich beseitigt."

1854 wird das Jüdisch-Theologische Seminar in Breslau gegründet und Frankel wird zum Direktor berufen.

Im Jahr 1868 gründeten die Absolventen einen „jüdisch-theologischen Verein".
Als ihre Plattform formulierten sie: „Wir wollen die Einheit und Einigkeit der jüdischen Gemeinden fördern, indem wir ... nur solche Neugestaltungen als zulässig anerkennen, welche in innigem Zusammenhange mit der Vergangenheit bleiben, und aus der Bibel und dem Talmud ihre Berechtigung nachweisen lassen. Wir verwerfen daher entschieden alle Bestrebungen, die entweder mit dem traditionellen Judenthum brechen oder in starrer Konsequenz allen Anforderungen der Gegenwart sich verschliessen und dadurch geeignet sind, Zwiespalt in den Gemeinden zu erzeugen."

Weitere Gründungen, mit unterschiedlicher ideologischer Ausrichtung, finden statt – und ich springe jetzt in die Gegenwart. Im Jahr 2010 veröffentlicht der Wissenschaftsrat „Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien und religionsbezogenen Wissenschaften an deutschen Hochschulen"

https://www.bmbf.de/files/WissenschaftsratEmpfehlung2010.pdf

und stellt damit die Weiche sowohl für die islamische Theologie an deutschen Hochschulen als auch für jüdische Theologie.

2013 wird die School of Jewish Theology – Institut für Jüdische Theologie an der Universität Potsdam gegründet, mit vier Studiengängen, und einem BA und MA. Ein allgemeiner Studiengang, der offen ist für alle, die sich für jüdische Theologie interessieren, einer für das liberale Rabbinat, einer für das Masorti Rabbinat und ein vierter für zukünftige Kantor*innen. Die Aufnahme in drei konfessionsgebundenen Studiengängen ist nur möglich bei gleichzeitiger Aufnahme in die An-Institute, Abraham Geiger Kolleg oder Zacharias Frankel College.

Die Orthodoxie lehnt ein universitäres Studium, zu dem die historisch-kritische Methode auch für die Arbeit an den kanonischen Texte gehört, ab. Ihre Rabbiner werden u.a. am Hildesheimer Seminar in Berlin ausgebildet.

Die duale Ausbildung zwischen staatlicher Universität und konfessionsgebundenen Seminar ist eine deutsche Besonderheit. In anderen Ländern erfolge die gesamte Ausbildung an konfessionsgebundenen Seminaren, auch wenn diese zum Teil ein sehr hohes akademisches Niveau haben, inklusive des Promotionsrechtes.

Ein wesentlicher Vorteil dieses Systems ist es meines Erachtens, dass sich die zukünftigen Rabbiner und Rabbinerinnen auch auf der großen Agora der staatlichen Universitäten beweisen müssen, am allgemeinen wissenschaftlichen Diskurs teilhaben – eine der besten Maßnahmen gegen Fundamentalismus.

Die Gliederung in eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Texten und mit der Theologie einerseits, die an der Universität stattfindet, und der Persönlichkeitsbildung, das Erwerben praktischer Fähigkeiten sowie die persönliche und spirituelle Auseinandersetzung mit den heiligen Texten, die am Rabbinerseminar verortet ist, führt zu mehr Klarheit und gegenseitiger Bereicherung.

Bei der Entwicklung der Curricula können wir sowohl auf die Erfahrungen der im Nationalsozialismus zerstörten deutschen Rabbinerseminare zurückgreifen als auch auf unsere jüdischen Partnerinstitutionen in den USA und Israel. Teil dieser internationalen Community zu sein ist ein wesentlicher Garant für das hohe Niveau des Studiums einerseits sowie für die Fähigkeit unserer Absolvent*innen, an der Frage mitzuarbeiten, welches Judentum, welche jüdischen Gemeinden, welche Liturgie und welche Inhalte wir in Deutschland und Europa im 21. Jahrhundert brauchen. Die Offenheit für das Gespräch mit christlicher und islamischer Theologie ist eine wesentliche Bereicherung für die Frage, wie Religionsgemeinschaften für die Gesellschaft relevant sein können und wie wir gemeinsam an der Zukunft arbeiten.

Zukunftsperspektiven für Imame Made in Germany

Imam Ferid Heider

In den letzten Jahren ging es in der politischen Auseinandersetzung oft um die Rolle der Imame: Immer wieder haben wir von Politikern gehört, dass Moscheegemeinden keine Imame mehr aus dem Ausland „importieren" sollten. Immer wieder wurde gefordert, dass in den Gemeinden auf Deutsch gepredigt wird. Und so weiter und so fort: Die Liste der Forderungen von Seiten der Politik an die Muslime in Deutschland ist lang und sehr oft steht der Imam im Zentrum der Debatte. Zumeist – so der Eindruck – geht es dabei weniger um die Bedürfnisse der Muslime. Vielmehr steht die Sicherheitsdebatte im Vordergrund.

So ist es auch nicht verwunderlich, dass die meisten Verbände und Moscheen diesen Forderungen sehr kritisch gegenüberstehen. Geht es hier doch nicht darum, was den Gemeinden wichtig ist und oft handelte es sich eher um populistische Stimmungsmache als um politische Forderungen.

Bei der Diskussion wird vergessen, dass wir in über 2500 Moscheen Imame haben, welche viel für diese Gesellschaft geleistet haben. Ihre Arbeit, Moscheen und Gemeinden in Deutschland aufzubauen und Strukturen zu entwickeln, wird kaum gewürdigt.

Auch waren es in der Regel gerade nicht die im Ausland ausgebildeten Imame, die für Radikalisierung von in Deutschland sozialisierten und aufgewachsenen Jugendlichen verantwortlich sind. Es waren vielmehr deutschsprachige, größtenteils in Deutschland sozialisierte und oder zum Islam konvertierte Prediger, welche diese Radikalisierung bewirkt haben.

Tatsächlich haben die Verbände, Gemeinden, Moscheevorstände und auch viele Imame die in Deutschland aufgewachsenen Jugendlichen nicht erreicht. Sie haben sich nicht ausreichend um sie bemüht, so dass diese sich dann nach anderen Angeboten umschauten und zum Teil bei radikalen Predigern landeten.

Lange fehlte bei den Verantwortlichen bei den muslimischen Verbänden das Bewusstsein für dieses Problem und für die Verantwortung, die Moscheegemeinden und Verbände haben. Das ist mir in Gesprächen mit Verbandsvertretern immer wieder aufgefallen. Von einigen wurde das Problem sogar geleugnet. Sie sahen keine Notwendigkeit für muslimische Jugendarbeit auf Deutsch für diese neue Generation.

Hier hat sich in den vergangenen Jahren jedoch einiges getan und die Debatte hat sich weiterentwickelt: Viele Gemeinden haben das Problem erkannt, wollen etwas tun und auch in den Verbänden werden diese Fragen diskutiert. Der Wunsch nach in Deutschland ausgebildeten Imamen beziehungsweise Imamen, die gut Deutsch sprechen wird nun auch von Gemeinden und Verbänden geäußert. Genau hier möchte ich ansetzen.

Welchen Bedarf haben muslimische Gemeinden?
Zunächst gilt es zu ermitteln, welchen Bedarf es gibt. Welche Art von Imam-Ausbildung wünschen sich die Beteiligten? Im nächsten Schritt soll es dann um die mit der Imam-Ausbildung verbundenen Herausforderungen gehen.

Welchen Bedarf hat eine typische muslimische Gemeinde in Deutschland?

Die Hauptaufgabe eines Imams ist, der Gemeinde bei der Ausübung der religiösen Gebote vorzustehen.
Hier ergibt sich bereits die erste große Herausforderung: Im Universitätsstudium kann dies nicht gelernt werden. Selbst wenn noch ein zweijähriges Studium an einem Imam-Seminar daran gehängt wird, reicht es in der Regel nicht. Denn das Vorbeten setzt voraus, dass der Imam die Regeln der Koranrezitation, des Jajwid, einigermaßen beherrscht. Er sollte zudem größere Teile des Korans auswendig können, damit er von seiner Gemeinde als religiöse Autorität ernst genommen wird. Schließlich gibt es viele Gläubige, die auch ohne Imam-Ausbildung den Koran gut rezitieren und große Teile, wenn nicht sogar den gesamten Koran auswendig können. Viele beginnen bereits als Kinder in der Koranschule mit der Ausbildung.

Zum Vergleich: In Ägypten beginnen ja viele Schüler bereits in der ersten Klasse an einer der ehrwürdigen al-Azhar-Institution die Ausbildung zum Imam. Bereits in der Grundschule lernen sie den gesamten Koran auswendig. Bis zum Abitur wird das Auswendiggelernte dann gefestigt und die Rezitationsregeln perfektioniert.

Komplex ist auch die Freitagspredigt. Hier stellt die Sprache eine besondere Herausforderung dar. Die meisten Gemeinden in Deutschland orientieren sich weiterhin an den Herkunftsländern der Gemeindegründer. Die Gemeindemitglieder sprechen in der Regel untereinander die Sprache ihrer Herkunftsländer und natürlich Deutsch. Der Imam muss die sprachlichen Erwartungen der Gemeinde erfüllen. In einer türkischen, arabischen oder bosnischen Gemeinde kann er nicht nur auf Deutsch predigen. Das würden die Gläubigen, besonders die der ersten Generation zu Recht nicht akzeptieren. Gleichzeitig fordert die neue Generation, dass nicht nur auf Türkisch oder Arabisch gepredigt wird. Während die im Ausland ausgebildeten Imame oft nicht genügend Deutsch können, um die Erwartungen der jungen Generation zu erfüllen, reicht es aber auch nicht, wenn ein Imam nur über Grundkenntnisse in Arabisch verfügt, um Gebet und den rituellen Teil der Predigt auf Arabisch zu halten zu können. Er muss neben Deutsch auch noch eine weitere Sprache – in der Regel Hocharabisch oder Türkisch – so beherrschen, dass er darin predigen kann. Aus meiner Erfahrung als Imam in mehreren arabischsprachigen Gemeinden hier in Berlin, weiß ich, dass dies für viele hier aufgewachsene Jugendliche eine echte Hürde ist: Sie mögen arabischen Dialekt sprechen, haben aber nie gelernt, grammatikalisch korrektes Hocharabisch zu sprechen, welches rhetorisch zumutbar ist.

Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, wie schwierig das Thema Freitagspredigt ist. In den meisten arabischsprachigen Gemeinden wird die Predigt nicht vorgegeben, sondern von den Imamen selbst verfasst. Das Erlernen der Sprache muss also ein wichtiger Bestandteil der Imam-Ausbildung sein.
Trotz dieser Schwierigkeiten, halte ich es für sehr wichtig, dass Imame ausgebildet werden, die hier aufgewachsen sind und Deutsch sprechen.
Die Zweisprachigkeit ist eine Grundvoraussetzung dafür, dass der Imam alle Generationen einer Gemeinde erreichen kann. Leider ist dies in der Vergangenheit nicht immer gelungen. Gerade die jüngeren Generationen haben sich abgewandt, sie haben die Moscheen ganz verlassen oder haben sich Internetpredigern zugewandt.

Gestern hat Frau Funda Findan sehr schön beschrieben, wie es für einen Gehörlosen in der Türkei gewe-

sen war, als er zum ersten Mal durch einen Gebärden-Dolmetscher verstanden hat, was der Imam sagte. So ähnlich geht es vielen Jugendlichen, wenn sie zum ersten Mal eine Predigt auf Deutsch erleben und verstehen, worüber der Imam spricht.

Gute Deutschkenntnisse sind für Imame auch in einem anderen Zusammenhang gefragt: Der interreligiöse Dialog wird immer wichtiger. In den letzten Jahrzehnten gab es immer wieder Dialog zwischen Gemeinden und Religionen. Gerade über theologische Themen konnte er oft nicht auf Augenhöhe stattfinden. Da den Imamen oft die Deutschkenntnisse fehlten, wurden Gemeindemitglieder zu diesen Veranstaltungen geschickt, die nicht Theologie studiert hatten. Auf christlicher oder jüdischer Seite saßen ihnen in der Regel ausgebildete Theologen, oft sogar mit Promotion gegenüber. Wie solle es da einen Dialog auf Augenhöhe geben?

Wichtig ist zudem, dass ein Imam sich an den hiesigen Debatten beteiligen kann. Er muss wissen, was die Menschen umtreibt. In vielen Gemeinden werden in den Predigten vor allem Themen der Herkunftsländer angesprochen. An der Lebensrealität vieler Menschen in Deutschland gehen sie vorbei. Ein gutes Beispiel ist der arabische Frühling. Viele Imame haben damals in ihren Predigten vor allem über die politischen Entwicklungen in ihren Herkunftsländern gesprochen. Das hat sicher seine Berechtigung, mit der Lebenswirklichkeit vieler Gläubigen hatte es allerdings wenig zu tun. Es gab daher viel Kritik an diesem Punkt.

Es gäbe noch viele Aspekte zu erwähnen. Jedoch möchte ich es hierbei belassen. Abschließend möchte ich für Vielfalt in der Debatte werben. Es gibt nicht die eine Methode, den einen Ausbildungsweg. Am Ende werden es mehrere Wege sein, wie unterschiedlich qualifizierte Imame für die unterschiedlichen Bedarfe der Gemeinden ausgebildet werden. Wie sagt man so schön? Viele Wegen führen nach Rom, bzw. Mekka.

Deutsche Islam Akademie e.V.

Daumstraße 154
13599 Berlin

Amtsgericht Charlottenburg
VZ 36417 B

IBAN: DE98 5023 4500 01777000 01
BIC: KTAGDEFFXXX

info@deutsche-islam-akademie.de
www.deutsche-islam-akademie.de

facebook: /deutscheislamakademie
instagram: /diaev_
twitter: @diaev_